949.5
R74s

Sammlung Göschen

Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches

949.5
R 74s

Von

Dr. Karl Roth

Sammlung Göschen

Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches

Von

Dr. Karl Roth
in München

Berlin und Leipzig
Vereinigung wissenschaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.
1919

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
von der Verlagshandlung vorbehalten.

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig.

949.5
R74s
Classics
23Se34 A.M.F.
B.M.29 Harrassowitz
Ancient Near East Oldfather

Inhalt.

Seite
Literatur 5
Einleitung 7
A) Der Byzantinische Staat
I. Die sozialen Machtfaktoren
a) Kaisertum 11
b) Adel 15
c) Armee 18
d) Klerus 19
e) Volk 23
II. Innere Organisation
a) Territoriale Einteilung 26
b) Beamtentum 28
c) Heer und Flotte 30
d) Finanzwirtschaft 34
e) Agrarverhältnisse 38
f) Handel und Industrie 45
g) Rechtspflege 52
h) Diplomatie 55
III. Gesellschaft und Zivilisation 56
B) Die Kirche 63
C) Die byzantinische Kunst 75
D) Die byzantinische Literatur 97
Namen- und Sachregister 111

541881

Literatur.

H. Gelzer, Abriß der Byzantinischen Kaisergeschichte in: Krumbacher, Geschichte der Byzantinischen Literatur. 1897.

G. Fr. Herbberg, Geschichte des Byzantinischen und Osmanischen Reiches bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. 1883.

K. Hopf, Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit in: Ersch und Grubers Encyklopädie, Bd. 85/86. 1867/68.

E. Gibbon, History of the decline and fall of the Roman empire, neu ediert von F. B. Bury.

K. Roth, Geschichte des Byzantinischen Reiches. 1919. (Bd. 190 d. Samml. Göschen.)

— Studien zu den Briefen des Theophylaktos Bulgaros.

K. Paparrhegopulos, *Ἱστορία τοῦ Ἑλληνικοῦ ἔθνους*. 5 Bde. Athen 1887/88.

Sp. Lampros, *Ἱστορία τῆς Ἑλλάδος*. Athen 1888—1892.

C. Neumann, Die Weltstellung des Byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen. Mannheim 1894.

— Byzantinische Kultur und Renaissancekultur. Berlin 1905.

Ch. Diel, Justinien et la civilisation byzantine du VI. siècle. Paris 1901.

K. Dieterich, Byzantinische Charakterköpfe. Leipzig 1909.

Schlumberger, Un empereur byzantin du X. siècle, Nicéphore Phokas. Paris 1890.

Rambaud, L'Empire Grec au X. siècle, Constantin Porphyrogénète. Paris 1870

A. Vogt, Basile Ier, empereur de Byzance et la civilisation byzantine à la fin IX.s. Paris 1910.

Chalandon, Les Comnènes. Paris 1912.

Fortescue, The orthodox Eastern Church. London 1907.

Norden, Das Papsttum und Byzanz. Berlin 1903.

H. Gelzer, Das Verhältnis von Staat und Kirche in Byzanz in: Ausgew. kleine Schriften. Leipzig 1907.

Th. Diehl, Manuel de l'art byzantin. Paris.

Ainalov, Hellenische Grundlagen der byzantinischen Kunst. 1900.

Strzygowski, Der Bilderkreis des griech. Physiologus, des Kosmas Indikopleustes und Oktateuch. Leipzig 1899.

— Die Miniaturen des Serbischen Psalters. 1906.

— Kleinarmenische Miniaturenmalerei. 1907.

— Orient und Rom. 1901.

— Kleinasien ein Neuland. 1903.

— Mschatta (Jahrbücher der preußischen Kunstsammlungen). 1904.

— Koptische Kunst (Catalogue général du Musée du Caire).

— Der Dom zu Aachen und seine Entstehung. 1904.

— Eine alexandrinische Weltchronik. 1905.

— Die Baukunst der Armenier u. Europa. 2 Bde. Wien 1918.

— und Forchhammer, Byzant. Denkmäler. Bd. I—III. Wien 1891—1903.

Kondakov, Geschichte der byzant. Kunst und Ikonographie. (Russisch.) 1876.
Zachariae v. Lingenthal, Geschichte des griech.-römischen Rechtes. Berlin 1837. — Historia juris Graeco-Romani delineatio. Heidelberg 1839.
J. A. B. Mortreuil, Histoire du droit byzantin. 3 Bde. Paris 1843—46.
K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur. München 1897.
K. Dieterich, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur. Leipzig 1909.
Krumbacher, Byzantinische Zeitschrift.
Vizantisky Vremenik (herausgeg. von der russ. Akademie der Wissenschaften).
Šurnal ministerstva narodnavo prosvješčenia (Journal des Ministeriums für Volksaufklärung).
(Die übrige zahlreiche Spezialliteratur in französischer, englischer, ungarischer, russischer, bulgarischer und armenischer Sprache kann hier nicht weiter angeführt werden.)

Einleitung.

Das Byzantinische Reich ist eigentlich das politische Endresultat der von Alexander dem Großen durch Gründung seines griechisch-orientalischen Reiches geförderten Ausdehnung des Griechentums über Kleinasien, Syrien und Ägypten in seiner Mischung mit orientalischem Geiste in römischer Fassung. Im Byzantinischen Reiche hat das unter dem Einfluß von Christentum und Orient umgewandelte Griechentum noch einmal staatliche Form gewonnen und hat so noch für ein Jahrtausend das westliche Römische Reich überdauert. Die innere Entwicklung hatte zusammen mit dem von außen kommenden Druck mächtig einsetzender Barbareninvasion zur Teilung des Römischen Reiches geführt, und mit eigener Hauptstadt und eigener Regierung war ein griechisch-orientalisches Reich entstanden, in dem jedoch die alte römische Tradition noch so mächtig war, daß nach dem Falle des lateinischen Westreiches in germanische Hände der Gedanke von der Reichseinheit bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken fortleben konnte und immer wieder die äußere Politik beherrschte. War doch auch die politische Form die alte des Römerreiches geblieben und bestanden doch im ganzen Staatsleben die alten Prinzipien weiter. Erst die Kaiserkrönung Karls des Großen (800 n. Chr.) und die damit zur unumstößlichen Tatsache gewordene Entstehung eines neuen westlichen Kaiserreiches hat das Oströmische Reich als gesondertes Reich in Erscheinung treten lassen trotz aller entgegengesetzten byzantinischen politischen Theorie, die konsequent auch weiterhin die ausschließliche

Legitimität des oströmischen Thrones betonte und oft darüber in heftigem Kampfe mit Papsttum und deutscher Kaiserherrschaft lag. Findet doch Johannes Kinnamos noch unter Manuel Komnenos mit Stolz das echte Römertum nur in Byzanz verkörpert.

Die Geschichte des Byzantinischen Reiches findet bei uns noch viel zu wenig Beachtung. Das Schlagwort „Byzantinismus", der üblich gewordene technische Ausdruck für knechtischen Untertanensinn hat, aus vollster Unkenntnis aller Verhältnisse entsprungen, der Allgemeinheit den Geschmack an der Kenntnis der Geschichte dieses Ostreiches genommen. Und doch nimmt dessen Geschichte auch im Rahmen der westeuropäischen Geschichte einen ganz hervorragenden Platz ein. War das Byzantinische Reich doch lange Jahrhunderte die erste Macht der Welt, griff doch seine Diplomatie so tief in die Entwicklung der westeuropäischen, wie in die der orientalischen Verhältnisse ein. Die Kenntnis der Geschichte dieses Reiches ist für den Geschichtsfreund ebenso notwendig, wie sie lehrreich für den Volkswirtschaftler und mit ihrem Einfluß auf den Westen und Osten für den Kunsthistoriker ist. Die Ereignisse der Gegenwart haben auch die byzantinische Geschichte mehr in den Vordergrund gerückt. Der Zusammenhang vieler Fragen der neueren Zeit, die den Balkan und Vorderasien betreffen, läßt sich nur mit ihrer Kenntnis tiefer begreifen. Es ist völlig falsch, in der Geschichte des Byzantinischen Reiches nur den fortlaufenden staatlichen und sozialen Verfall eines sterbenden Reiches zu sehen. Es ist falsch, allen Äußerungen byzantinischen Lebens nur Todesstarre und Rückständigkeit anzudichten. Durch seine zivile und militärische Organisation, durch seine Diplomatie, Zivilisation und intellektuelle Kultur stand Byzanz bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts an der Spitze Europas. Gewiß, Konservatismus war die leitende Note des byzantinischen

Geistes; aber man darf diesen mißdeutend nicht übertreiben. Es gab auch hier ein Fortschreiten. Es gab auch hier ein durch die Zeitverhältnisse gebotenes und befolgtes Reformieren im inneren wie äußeren Leben. Kein Jahrhundert ist dem andern gleich. Freilich Prinzipien und Rahmenwerk blieben stets die gleichen. Byzanz war konservativ, aber nicht uniform, weder in der Verwaltung, noch in Kunst und Wissenschaft. Eine nähere Betrachtung des Staats- und Volkslebens und der geistigen Äußerungen des byzantinischen Volkes mag dies trotz der Schwierigkeit und Unvollkommenheit, die sich einer Darstellung auch heute noch bieten, zeigen.

A) Der Byzantinische Staat.

I. Die sozialen Machtfaktoren.

a) Kaisertum: An der Spitze des Reiches steht der Kaiser. Er ist der Nachfolger der römischen Imperatoren und als solcher galt er lange als der erste Fürst der Christenheit. Rom, Hellenismus, Orient und Christentum haben ihm zum Anwachsen seiner Macht bis zum ausgebildetsten Autokratismus von dem Ihren geliehen. Nur der griechische Basileus war der wirklich „gottbehütete", er allein „der weltbeherrschende Mann Gottes". Die erste Bedingung, die seit dem Konzil von Konstantinopel von 387 an ihn gestellt wird, ist, daß er orthodoxer Christ ist. Er gelangt durch Wahl, Erbrecht, Heirat oder Usurpation auf den Thron. Das Römische Reich erkannte ja eigentlich nie ausdrücklich das Prinzip der Erbfolge an, und die Würde des Imperators wurde auch in vielen Fällen durch die Armee verliehen. Doch machte sich bei den Kaisern selbst immer mehr das Bestreben geltend, ihren Söhnen meist schon in ganz jugendlichem Alter mit Zustimmung der Armee die Nachfolge zu sichern und so eine Dynastie zu gründen. Diese wurden noch zu Lebzeiten des Kaisers zu Mitregenten (*συμβασιλεύς*) ernannt, eine Würde, die nur Hoheits- und keine Souveränitätsrechte in sich schloß. Letztere gehörten immer nur einer Person an. Nur die Doppelherrschaft der Kaiserinnen Zoe und Theodora[1]) bildet eine einzige Ausnahme. Nominell war so wohl die Theorie des Wahlkaisertums nicht verletzt, in der Tat aber schon

[1]) Siehe Roth, Gesch. des Byz. Reiches, Samml. Göschen, Bd. 190, S. 106.

ein Erbkaisertum in Bildung begriffen. Die Kaiserwürde lag vielfach in den Händen tüchtiger Generale, denen es auch meist gelang, Dynastien zu gründen [1]). Dem Tüchtigsten, gleichgültig welcher Rasse, welchen Standes, ob wandernder Bursche und Stallknecht oder einfacher Soldat, ob Grieche, Armenier oder Isaurier, stand der Kaiserthron offen.

Die Form des Byzantinischen Kaisertums ist die der Autokratie. Des Kaisers Herrschaft galt als von Gott eingesetzt, er war der Stellvertreter Gottes auf Erden. Er regierte durch Christus, dessen Bild neben dem seinen deshalb auch auf den Münzen erscheint. Der weltliche Staat ist nur das Abbild des göttlichen Staates. Deshalb auch die zahlreiche Priesterschaft in seiner Umgebung, aus der er oft seine Ratgeber sucht, daher die Vorliebe manches Kaisers, wie des Nikephoros Phokas [2]), im Palaste das Mönchsgewand zu tragen oder sein Leben gar in einem Kloster zu beschließen. Die kaiserliche Machtvollkommenheit ist unbeschränkt, und theoretisch ist er in seinen Verfügungen und Entschlüssen an die bestehenden Gesetze nicht gebunden. Ihm steht die oberste Gewalt im Krieg und Frieden zu, in der Gesetzgebung und Finanzwirtschaft, wenn er auch einem Gewohnheitsrechte folgend bei Staatsverträgen, Beschlüssen über Krieg und Frieden die Meinung des Senates anhört. Und seine Macht erstreckt sich sogar über die Kirche. Er setzt Patriarchen und Bischöfe ein und ab, beruft Synoden, erhöht Bistümer zu Metropolien und Erzbistümern, trifft Verordnungen für Klöster und Mönche, ja er greift sogar in die Festsetzung der christlichen Glaubenssatzungen ein, allerdings sehr oft unter dem mehr oder weniger sich geltend machenden

[1]) Namentlich seit dem 7. Jahrhundert beginnt der Legitimitätsgedanke zu erwachen; seit Herakleios gewinnt dieser bei Senat und Volk und in der Armee an Boden, so daß sich mit der Zeit geradezu eine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus herausbildete.

[2]) Roth, a. a. O. S. 83.

Widerstand der Geistlichkeit. Seine höchste Ausbildung erhielt der kaiserliche Autokratismus durch Justinian (527—565). Die blutige Unterdrückung des Nikaaufstandes[1]), bei dem 35 000 Menschen ums Leben kamen, Augusteon, Hippodrom und die alte Sophienkirche in Flammen aufgingen, war die Geburtsstunde des kaiserlichen Absolutismus. Vorher herrschte ein dualistisches Verhältnis: von Augustus bis Diokletian „Kaiser und Senat", von Konstantin bis Justinian „Kaiser und Kirche". Letztere machte sich Justinian untertänig, das alte römische Verwaltungssystem ward abgeschafft, der Zusammenhang mit der Antike war zerrissen; ein neues, das Romäisch-Byzantinische, charakterisiert durch den völligen kaiserlichen Despotismus, war geschaffen. Dieser Autokratismus, uns Modernen mit all seinen Folgeerscheinungen fremd und abstoßend, war aber mit seiner straffen Zentralisierung nach innen ein absolutes Bedürfnis für einen Staat, der fortgesetzt von Kämpfen um seine Existenz umbrandet war. Das Ansehen des Kaisertums wird noch gehoben durch den ihm anhaftenden religiösen Charakter. In den Augen des Volkes war ja der Basileus eine geheiligte Person. Bei feierlichen Prozessionen wird er begrüßt als der „christusliebende", der „apostelgleiche", „ein zweiter David", „ein Apostel Paulus, dessen Rüstung Christus ist". Dieser Anschauung von der kaiserlichen Unnahbarkeit entsprach auch der große Pomp, mit dem der Kaiser stets nach außen hin auftrat, und das ganze Hofzeremoniell. Das bis in das kleinste Detail ausgebildete Etikettenwesen war eines der mächtigsten Mittel, das Ansehen der kaiserlichen Majestät aufrechtzuerhalten. Fest mit Volk und Staat verwachsen, hatte auch dieses Formenwesen, wie wir es aus dem Zeremonienbuche des Kaisers Konstantin VII. kennen, das Seine beigetragen, oft die gefährdete Reichslage zu retten. Anderer-

[1]) Roth, a. a. O. S. 22.

seits konnten daran aber auch wieder die wichtigsten politischen Fragen scheitern. Namentlich war Byzanz den Deutschen Königen und Kaisern gegenüber sehr empfindlich. Wie hochfahrend wurde der um eine kaiserliche Prinzessin werbende Gesandte Ottos I. des Großen behandelt! Isaak Angelos gesteht Friedrich Barbarossa nur den Titel „Rex Alemanniae" zu und macht ihn zu seinem Gegner, und wie lange brauchten die doch verschwägerten Manuel Komnenos und Konrad III., bis sie sich zum Bunde fanden.

So stand das Byzantinische Kaisertum scheinbar in vollster Selbstherrlichkeit und unberührt von einengenden Gewalten an der Spitze des Reiches. Und doch ist auch in Byzanz dieser kaiserliche Autokratismus nicht absolut unbeschränkt. Schon das Kaisertum in Rom war de jure wohl absolute Monarchie, aber doch gewohnheitsrechtlich beschränkt. Auch in Byzanz bestand neben dem Kaisertum ein Senat weiter, der in legislativer und administrativer Beziehung immer noch eine Rolle spielte, und wenn er auch mit der Zeit immer mehr an Rechten verliert und meist nur mehr eine vornehme Staffage für kaiserliche Kundgebungen war, so vermag er doch immerhin noch, hauptsächlich unter schwachen Kaisern, auch seine Anschauungen zur Geltung zu bringen, ja gegen Ende des Reiches nimmt seine Macht sogar wieder zu. Im ganzen steht ihm aber nur mehr ein Prüfungs- und Bestätigungsrecht zu. Selbst für ein Parlament findet sich in Byzanz wenigstens der Keim in dem sogenannten Silentium, einer bei allen großen Hof- und Staatsaktionen einberufenen, hierarchisch genau abgestuften Reichsvertretung, einer Notablenversammlung, die ihren Namen davon hatte, weil sie meist schweigend die Allerhöchsten Kundgebungen anzuhören und nur bei gewissen feierlichen Momenten in fünf-, zehn- und zwanzigmal wiederholten Formeln und Akklamationen ihren Beifall kundzugeben hatte. Die Anfänge

eines Parlamentes, dem die hohe Geistlichkeit, die Spitzen der Zivilbehörden, das Offizierkorps der beiden vornehmsten Garderegimenter, der Scholarier und Exkubitoren, sowie auch Offiziere der Feldarmee angehörten, waren wohl auch hier gegeben. Aber der kaiserliche Autokratismus hatte ihm jede weitere, lebenskräftige Entwicklungsmöglichkeit genommen. Die Hauptmachtfaktoren, die ausgleichend und hemmend auf die theoretisch unbegrenzte kaiserliche Gewalt wirkten, waren Adel, Armee, Klerus und Volk.

b) Adel: Der Gegensatz zwischen imperium und Adel zieht sich durch die ganze Geschichte des Reiches. Im alten Rom setzte sich die Adelsgesellschaft zusammen aus den Mitgliedern des Senates und der Ritterschaft, und bis Diokletian beruhte die Zugehörigkeit auf dem Zensus. Der Adel war also Geldaristokratie. Diese Senatorenklasse bestand auch im Byzantinischen Reiche weiter. Anfänglich an die Hauptstadt gebunden, die nur mit Erlaubnis des Kaisers verlassen werden durfte, saß dieser Adel später auf seinen weitgedehnten Domänen in der Provinz und bildete seit dem 4. Jahrhundert als Provinzaristokratie einen wirklichen Stand, der im Laufe der Zeit für sich eine gewisse Unabhängigkeit von der kaiserlichen Macht beanspruchte. Als die Klasse, aus deren Reihen die obersten Beamten, die Umgebung des Kaisers und seine nächsten Räte genommen wurden, hatten diese Archonten am Hofe einen mächtigen Einfluß, als reiche Großgrundbesitzer waren sie in der Provinz die eigentlichen Herren, die Herren der Städte und Provinzlandtage, und ihre stets wachsende Macht bedeutete für das Kaisertum eine wirkliche Gefahr. Hatten diese Provinzgroßherren doch ganze Trupps nach Tausenden zählender bewaffneter Sklaven, und wie sie mit der Zeit durch Absorbierung des mittleren und kleinen Besitzes fast den

ganzen Grund und Boden an sich brachten, so verstanden sie sich auch in den Besitz der Regierung selbst zu setzen. Man kaufte sich die wichtigsten Ämter, zivile wie militärische, und mit letzteren im Besitze der Armee, weiter auch im Besitze der ganzen Einkünfte der Provinzen konnte man den Kaiser lahmlegen. Wer reich war, konnte sich Titel und Ämter kaufen und hatte damit Zutritt zu dieser Hierarchie, die Beamtentum und Senat beherrschte. Dieser Adel war nicht in sich abgeschlossen. Jeder Beamte, der den erforderlichen Grundbesitz hatte, konnte eintreten, und diesen verschaffte er sich eben als Beamter. Daher auch die kaiserlichen Verbote an die Beamten, Güterankäufe in ihren Verwaltungsbezirken zu machen. Doch alle die verschiedenen Verfügungen von Kaisern gegen das Anwachsen adeliger Macht hatten nur ephemeren Erfolg. Manche Kaiser schützten sich gegen adelige Übergriffe dadurch, daß sie die einflußreichsten und höchsten Beamtenstellen an Verwandte und Leute ihres Anhanges vergaben, in den meisten Fällen blieb ihnen aber als Stütze nur die Kirche oder das Volk übrig, und beide waren nur durch Konzessionen zu gewinnen. Der Kampf zwischen imperium und Aristokratie begann mit Justinians I. Tod. Es war der Kampf gegen den kaiserlichen Absolutismus, der im Interesse adeliger Wünsche beschränkt werden sollte. Eine Herbeiführung einer fundamentalen Änderung in der Verfassung war nicht bezweckt. Diese Opposition lahmzulegen, sich ihr zu entziehen, forderte von dem Inhaber des Thrones ganz besondere politische Fähigkeiten. Eine schwache Regierung hatte immer einen Machtzuwachs zur Folge, wie eine Überspannung des Bogens durch zu harte Strafen, wie Konfiskationen u. dgl., nur den Widerstand verstärkte. Die Revolutionen eines Bardas Phokas und Bardas Skleros[1]) sind nichts anderes als Machtproben des oppo-

[1]) Roth, a. a. O. S. 91 ff.

sitionellen Adels gegen das legitime Kaisertum. Mißerfolge dieser Opposition ergeben sich aus dem Mangel an einheitlichem Zusammenhang infolge der verschiedenartigen Zusammensetzung dieses östlichen Adels, der nicht die Geschlossenheit des Feudaladels Westeuropas zeigt. Namentlich bestanden zwischen dem Adel auf europäischer und asiatischer Seite gewisse Gegensätze. So konnte Phokas durch Skleros und Skleros durch Phokas geworfen werden. Und damit war Kaiser Basileios II. der adeligen Konspirationen Herr geworden und konnte das absolute Kaisertum wiederherstellen. Er entläßt seinen mächtigen Hausminister Basileios, konfisziert seine übergroßen Domänen und führt jetzt selbst sein Heer. Einen so mächtigen Mann wie Eustathios Maleinos, der über 3000 Bewaffnete verfügt, nimmt er kurzerhand mit sich als Gefangenen nach Konstantinopel. Schwer lastet die kaiserliche Hand auf dem Adel, der sich noch einmal erhebt und in der beleidigten Kirche, gegen deren ebenfalls immer größer werdenden Güterhunger der Kaiser auch vorgegangen war, eine Bundesgenossin findet. Nur die Zurücknahme seiner Verfügungen stellt den Frieden wenigstens mit der Kirche wieder her und den Adel vermag der Kaiser einstweilen mit russischer Hilfe niederzuhalten. Aber mit seinem Tode erhebt die Adelsmacht von neuem triumphierend das Haupt, und mit den Komnenen und Paläologen hatte diese antiimperiale Aristokratie den Kaiserthron selbst erobert. Aber das neue Amt trennt den Inhaber von den einstigen Adelsgenossen. Eine starke unabhängige kaiserliche Macht war für die Existenz des Reiches eine absolute Notwendigkeit, und der einstige Anhänger aristokratischer Illusionen mußte notgedrungen Autokrator werden, wollte er nicht bloße Puppe sein. Und so beginnt der Kampf zwischen Kaisertum und Aristokratie von neuem. Ende des 11. Jahrhunderts zeigen sich sogar separatistische Tendenzen. Schlägt

doch Nikephoros Melissenos dem Alexios Komnenos[1]) die Teilung des Reiches in eine West- und Osthälfte vor. Die Macht des Adels wuchs weiter, und der Beginn der Lateinerherrschaft (1204) förderte nur den fortschreitenden Niedergang der kaiserlichen Macht durch den Verfall des Reiches, das nunmehr in eine Reihe von Despotaten zerfiel, die sich in Kleinasien wie im eigentlichen Griechenland im Grunde auf der Basis der großgewordenen Domänen erhoben. Der Kampf zwischen einem Adel, der nur seine Interessen kennt, und dem Kaisertum füllt den letzten Teil der Geschichte des Reiches. Stellt doch dieser Adel unter Kantakuzenos[2]) die wahnwitzige Forderung der Befreiung vom Eide der Treue gegen die Paläologen. Dieser Geldadel hatte die Einheitlichkeit des Reiches untergraben und aufgehoben und in seiner kurzsichtigen Selbstsucht mit dessen Untergang herbeigeführt. Ein trauriger Sieg dieser Geldaristokratie.

Politisch von geringerer Bedeutung war ein den Provinzstädten angehörender niederer Adel, der sich aus den städtischen Beamten, den Dekurionen oder Kurialen, bildete, deren Ämter ebenfalls mit der Zeit in der Familie erblich geworden waren. Sie rekrutierten sich aus den reicheren Grundbesitzer- und Kaufmannsfamilien. Soweit diese nicht im öffentlichen, städtischen Dienst standen, bildeten diese reicheren Leute eine besondere soziale Klasse, eine Art Bourgeoisie, die *μέσοι* oder *βουργέσιοι*, die sich namentlich im 14. und 15. Jahrhundert entwickelte.

c) Armee: Vielfach in den Händen des Adels, spielt natürlich auch die Armee in politischer Beziehung eine große Rolle — bezeichnet sie doch Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos als den Kopf am Reichskörper — und setzt sich ebenfalls vielfach in Gegensatz zu dem Träger der Krone

[1]) Roth, a. a. O. S. 109.
[2]) Roth, a. a. O. S. 157.

und zwingt dem Reiche den von ihr Erwählten auf. Namentlich sind es die Regimenter gewisser Gebiete, wie des Themas Anatolikon und Armeniakon, die in dieser Beziehung sehr merkenswert in den Vordergrund treten und ihren Willen und ihre politischen Anschauungen durchzusetzen wissen. So sehen wir auch in Byzanz eine Militärpartei in scharfem Gegensatze und Kampfe mit einer von Palastbeamten, besonders den Eunuchen gebildeten Zivilpartei, die namentlich unter der Kaiserin Theodora mächtig wird.

d) Klerus: Eine ganz bedeutende Stellung im Staatsganzen und damit auch in seinem Verhältnis zum Kaiser nahm der Klerus ein. Die größte Rolle spielten, weil aus dem unteren Volke stammend und mit diesem verknüpft, gerade auch in politischer Beziehung die Mönche. War der Osten mit der Neigung seiner Bevölkerung zur Beschaulichkeit dem Mönchtum an sich günstig, so wuchs dasselbe noch an durch die Zahl der vielen, die Armut und Scheu vor dem Militärdienst hinter die Klostermauern trieb. Ganz offenbar, daß diese Schar kein Element der Zivilisation bedeutete wie im Westen, und wo wirklich einzelne in Kunst und Literatur eine Rolle spielten, waren es meist gebildete Laien, die sich aus irgendeinem Grunde in das Kloster zurückgezogen hatten. Meist waren diese Mönche ein unruhiges, staatsgefährliches Element, die, wenn sie sich nicht ödem theologischen Gezänke hingaben, nur das Volk beunruhigten, Skandal in Konzilien und auf der Straße machten und durch ihre irreführenden Weissagungen nur Revolten und Gegenkaiser schufen. Ausgesprochene Feinde aller vernünftigen Reformen, wurden sie von verschiedenen Kaisern als reichsgefährlich stark bekämpft und ihr Anwachsen zu hindern versucht. Konnte doch mit Genehmigung des Bischofs jeder, der das Geld und das innere Bedürfnis hatte, ein Kloster gründen, so daß deren Zahl ins Unermeßliche wuchs und

das hier einziehende untätige Volk nur die militärische Kraft des Reiches verringerte. Gerade im 10. Jahrhundert war das Anwachsen der Klöster von schweren sozialen Folgen begleitet. Trotz aller kaiserlichen Verfügungen war das Übel nicht auszurotten, und der ganze Kampf des Kaisertums gegen das Mönchsunwesen war ein Mißerfolg. Neben diesem niederen, regulierten Klerus bestand ein höherer Klerus, der sich meist aus bedeutenderen Mönchen rekrutierte, aber auch aus Laien, die, in geistiger, politischer und sozialer Beziehung hervorragend, von den Kaisern zur Unterstützung ihrer Politik des öfteren für den Patriarchenstuhl ausersehen waren.

Die Bedeutung der Rolle, die der Klerus im Reichsgefüge in politischer Beziehung spielte, erwuchs nicht zuletzt aus dem Verhältnisse des Byzantinischen Kaisers zur Kirche. Eine Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, ein Übergreifen der Gewalten des Kaisers und des Patriarchen ineinander schuf hier ganz eigenartige Verhältnisse. An sich ist der Kaiser der Schirmherr der Kirche nach außen und der Vertreter des christlichen Glaubens. Die Orthodoxie ist es, die ihn mit seinen ethnisch wie sprachlich so verschiedenartigen Untertanen verbindet. Indem er für die Glaubenseinheit eintritt, schützt er die Reichseinheit. Das Prinzip, daß die kaiserliche Autorität nicht nur in weltlichen, sondern auch in kirchlichen Dingen oben anstehe, blieb seit Konstantin dem Großen ein unantastbarer Fundamentalsatz trotz vielfacher Versuche, die Unabhängigkeit der Kirche durchzusetzen. Wie der altrömische Kaiser zugleich auch die Würde eines summus pontifex bekleidete, so war auch der Kaiser *ἀρχιερεὺς βασιλεύς*. Konzilbeschlüsse erhalten erst durch seine Bestätigung Rechtskraft. Die kirchlichen Angelegenheiten wurden als ein Teil der Staatsangelegenheiten behandelt; der Patriarch war nichts anderes als Religionsminister. Deshalb berief auch der Kaiser die kirchlichen Konzile und

führte hier den Vorsitz. Die hier aufgestellten Kanones wurden wie Gesetze veröffentlicht, ja der Kaiser erließ, wie allen voran Justinian, sogar ganz unabhängig Edikte in kirchlichen Angelegenheiten. Deshalb finden wir hier auch gemischte Synoden, an denen neben den geistlichen Würdenträgern auch Hofbeamte teilnahmen. Eine Änderung brachte erst das siebente ökumenische Konzil, durch das das Recht des Vorsitzes vom Kaiser auf den Patriarchen übertragen wurde, eine Konzession an die kirchliche Unabhängigkeit in Fragen des Dogmas, während die kaiserliche Macht auf kirchliche Gesetzgebung und Verwaltung beschränkt blieb; also ein Ausgleich zwischen kaiserlichem Absolutismus und dem Standpunkt völliger kirchlicher Unabhängigkeit, wie ihn Theodoros, Abt des Klosters Studion, vertrat. Der Widerstand der Studitenmönche in dieser Autoritätsfrage galt dabei auch dem weltlichen Klerus, der mehr liberal und in politischen Erwägungen praktischer veranlagt war und dem Kaiser als dem Schutzherrn der Kirche die höchste Autorität zuerkannte, während die Mönche, für die es nie politische Rücksichten gab, für die Aufrechterhaltung eines fundamentalen kirchlichen Prinzips zu den äußersten Maßnahmen stets entschlossen waren. Dadurch daß die beiden Wirkungskreise von Kaiser und Patriarch nicht scharf gegeneinander abgegrenzt waren, bestand zwischen beiden eigentlich immer ein wenn auch nur latenter Gegensatz. Der Patriarch, als Repräsentant der Kirche, die das kaiserliche Joch doch immer nur unwillig trug und gerne auch die Freiheit Roms genossen hätte, mußte deshalb auch eigentlich immer ein Gegner des Kaisers sein. Und doch bedurften beide sich gegenseitig, die Kirche den kaiserlichen Schutzherrn, den Rom so oft erst suchen mußte, und der Kaiser die Kirche zur Aufrechterhaltung seiner absoluten Macht. Erst die Harmonie beider Gewalten bedingte die innere Ruhe und Festigkeit des Staates. Des-

halb das Streben der Kaiser, nur ihnen ergebene Männer auf dem Patriarchenstuhl zu wissen. Wohl hat ja der Kaiser kraft seiner Autorität die Macht, einem ungenehmen Patriarchen die Investitur zu versagen und ihn abzusetzen; aber wie oft folgte solchen Gewaltakten die Empörung des mit der Kirche verbündeten und von ihr geleiteten Volkes. Und dazu standen auch dem Patriarchen Mittel zur Hand, gegen den Kaiser aufzutreten. Schon der Akt der Salbung und Krönung, den er seit den Kaisern Markianos und Leon I. vornahm, verlieh ihm einen gewissen Machttitel. Es genügte nicht mehr die Wahl des Kaisers durch Senat, Armee und Volk, auch die Kirche mußte sie annehmen; der Kaiser mußte erst das Bekenntnis seiner Orthodoxie abgelegt haben. Freilich ist in Byzanz die Krönung durch den Patriarchen keine maßgebende Handlung, nicht etwa eine Machtäußerung der Kirche gegenüber der weltlichen Macht. Der Patriarch handelt hier nicht als Vertreter der Kirche, sondern nur als höchster Kultbeamter. Vor Markianos wurde die Krönung durch Laien vorgenommen. Immerhin verlieh dieser Akt dem Patriarchen ein gewisses Ansehen. Und je nach der Stärke seines Charakters hatte es auch der Patriarch in seiner Gewalt, der Politik des Kaisers gewisse Grenzen zu setzen, indem er vor der Krönung gewisse feierliche Versprechen verlangte. Und daß kirchliche Begehrlichkeit ihre Bedingungen meist nicht zu billig stellte, zeigen die Konzessionen, die der Patriarch Polyeuktes dem Kaiser Johannes Tzimiskes entwand[1]). Auch Anastasios I. mußte vor seiner Krönung dem Patriarchen die schriftliche Versicherung ablegen, daß er in kirchlichen Dingen keine Neuerung einführen wolle. Und wie oft trat der Patriarch dem schuldig befundenen Kaiser in der Kirche entgegen und verwies ihm das Betreten derselben. Dem Patriarchen stand ferner auch die Exkommuni-

[1]) Roth, a. a. O. S. 86.

kation eines Kaisers zu; aber die Wirkung einer solchen verflüchtete sich doch zu sehr unter dem Übergewicht der kaiserlichen Macht. Einer ausgesprochenen Exkommunikation wären eben Amtsentsetzung, Exil und Torturen aller Art gefolgt. Auch Rom war oft die Zuflucht bedrängter Patriarchen, und im 10. Jahrhundert erkannten Patriarchen sogar die päpstliche Suzeränität an, um die kaiserliche Allgewalt zu bekämpfen. Unterlag auch das von Justinian geschaffene kaiserliche Übergewicht über die Kirche, das sich, ganz orientalischem Empfinden entsprechend, in Osteuropa weiter erhielt, und das wir als Cäsaropapismus zu bezeichnen pflegen, mit der Zeit stark ausgleichenden Veränderungen, die kaiserliche Macht blieb doch die stärkere. Kraftvolle Kaiser hielten auch fernerhin die Zügel der Kirche gegenüber straff, und selbst ein Michael Kerularios[1]) muß seine ungezähmte Herrschlust mit dem Verluste des Patriarchenstuhles bezahlen. Im Westen setzt der Papst Fürsten ein und ab, hier in Byzanz hatte die Kirche der Politik zu dienen. Erst in den letzten Jahrhunderten stieg ihre Macht mehr und mehr, so daß sich auch der griechische Patriarch mit den kirchlichen und weltlichen Rechten des römischen Papstes umgab, und in der Türkenzeit hatte er sogar einen großen Teil einst kaiserlicher Rechte inne. Den byzantinischen Doppeladler zeigt noch sein Insiegel, wie er sich auch an den Grabsteinen verstorbener Patriarchen im Kloster Balykly findet.

e) Volk: Obwohl in dem autokratisch regierten Staate ohne eigentliche politische Rechte, bildete das Volk doch einen Machtfaktor, mit dem die Kaiser stets zu rechnen hatten, der ebenso beschränkend in die kaiserliche Machtsphäre eingreifen konnte, wie der Herrscher in diesem Volke auch wieder eine Stütze in seinem Kampfe gegen Adel und Kirche finden konnte, wie es bei Leon III. der Fall war. Noch lebte in

[1]) Roth, a. a. O. S. 101 f.

dem Volke die Erinnerung an die einstige Volkssouveränität, diese mittleren und unteren Klassen fühlten sich noch immer als die Nachfolger des populus Romanus, als den Faktor, der noch immer das Recht hatte, den erwählten Kaiser durch seine Akklamationen im Hippodrom zu bestätigen. Diese Masse des Volkes bildete eine besondere Einheit, die sich im Laufe der Zeit gegen die oberen Klassen abschloß. Seit dem 10. Jahrhundert wuchs seine Macht immer mehr, es wählte sich seine eigenen Beamten und Richter, und auf dem Lande schloß man sich zu Verbänden mit einem gemeinsamen Ort als Mittelpunkt zusammen. In den großen Städten führte dieser kommunale Zusammenschluß oft zu starken sozialen Gegensätzen, und im 14. und 15. Jahrhundert bekämpften sich hier Demokraten und Aristokraten genau so wie in den italienischen Republiken. Neben dieser einheimischen Bevölkerung saß im Reiche eine Unmasse von Fremden, deren Festsetzung teils den ununterbrochenen Invasionen barbarischer Völker, teils den zahlreichen Transplantationen, die von verschiedenen Kaisern oft in ausgiebigster Weise vorgenommen wurden, entsprang. Im Westen waren es namentlich die dem Drucke finnischer Völker ausweichenden Slawen, die bis zum 13. Jahrhundert ganz Thrakien, Mazedonien, Thessalien und Teile von Albanien slawisiert hatten; in Kleinasien änderten das ethnographische Bild weniger die Araber als die seit dem Ende des 11. Jahrhunderts stärker auftretenden Armenier und Türken, von denen die ersteren sich namentlich in Kilikien festsetzten. Daneben finden sich in beiden Gebietsteilen noch eine Reihe anderer, oft sehr zahlreicher Volkssplitter. Kein Wunder, daß in diesem Reiche, das mehr als zwanzig verschiedene Nationen mit den verschiedensten religiösen Bekenntnissen umfaßte, die gegenseitigen Reibungen kein Ende nahmen, die soziale Anarchie in den letzten Jahrhunderten immer mehr Platz

griff und dieses Konglomerat ethnisch wie religiös heterogener Elemente in stetem gegenseitigen Kampfe lag, Kirche gegen Kaiser, Adel gegen Kaiser, Demokratie gegen Aristokratie, die unteren Klassen gegen die oberen, Sekten gegen die Orthodoxen. Eine besondere Rolle im Reiche spielte natürlich die Masse der Hauptstadt, die gefährlich wurde, wenn sie Zirkus und Straße zum Schauplatz ihrer Unzufriedenheit machte. Eine der gewaltigsten Volkserhebungen war ja der Nikaaufstand (532), der Kaiser Justinian zwang, seine unbeliebt gewordenen alten Minister zu entlassen und sich neue an die Seite zu setzen. Er selbst mußte im Kathisma des Hippodroms, der Kaiserloge, erscheinen, um mit dem Volke zu verhandeln und sich zunächst seinen Wünschen zu unterwerfen. Zuletzt blieb allerdings nach der nun folgenden blutigen Unterdrückung des Aufstandes der Kaiser Sieger[1]), und gerade der Nikaaufstand war die Geburtsstunde des byzantinischen Autokratismus. Immerhin im Hippodrom brachte das Volk auch weiterhin seinen Willen und seine Anschauungen zum Ausdruck. So wurden schon dem Kaiser Anastasios I. (491—518), der sich durch seine Sparsamkeit und seine Verfügungen gegen die Vergnügungssucht der hauptstädtischen Bevölkerung deren Haß zugezogen hatte, Verse zu Füßen gelegt, die ihn mit wenig schmeichelhaften Titeln bedachten. Und Michael II., der Amorier (810—829), der von ganz niederen Eltern stammte und völlig ungebildet war, mußte es sich gefallen lassen, daß man sich öffentlich über den „gekrönten Bauernlümmel" lustig machte, der, um die sechs Buchstaben seines Namens hinzukritzeln, so lange brauchte, wie ein anderer zum Lesen eines Buches. Wasser in den starken Wein des justinianischen Autokratismus goß überhaupt ein dem Byzantiner eignender demokratischer Zug mit seiner Neigung zur Opposition, der sich auch vor dem Gebrauche

[1]) Roth, a. a. O. S. 22.

ganz respektloser Äußerungen nicht scheute. So sind der byzantinischen Autokratie wirkliche Beschränkungen nicht fremd.

II. Innere Organisation des Staates.

a) Territoriale Einteilung: Die Organisation des Reiches war eine ziemlich verwickelte. Abgesehen von einer kirchlichen Einteilung in Bistümer, Erzbistümer, Metropolien und Patriarchate, zerfiel das Reichsgebiet außerhalb der Hauptstadt in verschiedene Unterabteilungen, und zwar in solche zu militärischen Zwecken, die Themata, in solche zu Zwecken der Verwaltung und Rechtspflege, die Eparchien, und solche der finanziellen Verwaltung (ἐπισκήψεις). Aus der Diokletianischen Zeit bestand noch anfangs eine Trennung von Militär- und Zivilverwaltung sowie die Tendenz, die Provinzen in kleinere Teile zu zerlegen. Unter dem Drucke der namentlich in den Außenprovinzen bedrohlich gewordenen Verhältnisse begann Justinian in den Jahren 535 und 536 eine neue Themenverfassung zu geben, die eine Zwischenstufe darstellte zwischen der diokletianisch-konstantinischen Ordnung und der Themenordnung des 7. und 8. Jahrhunderts, indem er die Militär-, Zivil- und Fiskalgewalt in die Hand einer Person legte und kleinere Gebiete zu größeren zusammenlegte. Die Neuordnung wurde zuerst in den Exarchaten Italien und Afrika eingeführt, wo die Langobarden, bzw. die wilden Mauresier (Kabylen) den byzantinischen Besitz bedrohten; dann folgte sie auch im Orient, wo namentlich Armenien einer gründlichen Veränderung durch Umordnung der alten Provinzen und Einverleibung neuer Territorien unterzogen wurde[1]). Kleinere

[1]) Armenia I umfaßte vier Städte des alten Armenia I, Theodosiupolis, Satala, Nikopolis, Kolonia, und die beiden Städte des alten Pontus Polemoniakus, Trapezunt und Keraius. Armenia II entsprach dem Rest des alten Armenia I mit den Städten Sebastia und Sebastopolis, dazu noch die Städte Komana, Zela, Brisa der Provinz Helenopontus. Armenia III wurde gebildet aus dem alten Armenia II mit Melitene, Arka, Arabissus, Kukusus, Ariarathia und Komana (Chryse). Armenia IV war ganz neues Gebiet und umfaßte den Distrikt vom Euphrat bis zum Osten von Armenia III mit Martyropolis.

Statthalterschaften erhob Justinian zu höherem Rang, um sie dem Einfluß mächtigerer Statthalter zu entziehen. War die frühere Absicht die, die Macht der hohen Provinzbeamten durch Teilung der Gewalt zu schwächen, so sollte sie jetzt durch Zusammenlegung der militärischen und zivilen Machtbefugnisse gestärkt, zu einheitlichem, erfolgreichem Widerstande gekräftigt werden. Diese Tendenz erhielt sich bis zum 9. Jahrhundert, wo man zu groß gewordene Provinzen wieder in kleinere aufzuteilen begann. Dazu wurden die Statthalter in kürzeren Abschnitten gewechselt, wodurch den dem Reiche so gefährlichen Militärrevolten der Boden entzogen werden sollte. Unter Leon dem Isaurier hatte die Einrichtung ihre endgültige Gestalt erhalten. Ungefähr um die Zeit des Kaisers Theophilos (829—842) gab es in Kleinasien fünf große Themata, nach Rang und militärischer Wichtigkeit in folgender Ordnung: Anatolikon, Armeniakon, Thrakesion, Opsikion, Bukellarion. In des Theophilos Zeit, vielleicht schon etwas vor ihm, setzten neue wichtige militärische Veränderungen in der Organisation der Provinzen ein, indem, durch die Einfälle der Moslems veranlaßt, in den äußeren Themen eine Abtrennung von Grenzstreifen, den sogenannten Kleisurarchien, unter Kleisurarchen erfolgte, die unabhängig von dem Strategen ihre Maßnahmen zur Verteidigung der Grenzen treffen konnten. So wurde vom Thema Anatolikon die Kleisurarchie Seleukia in Westkilikien abgetrennt, von Armeniakon Charsianon. Auch Südkappadokien, den Sarazeneneinfällen durch die kilikischen Tore ausgesetzt, wurde eine solche Grenzprovinz. In Paphlagonia und Chaldia wurden außerdem von Theophilos zwei neue Themen geschaffen, eine Neuerung, die jedenfalls in Zusammenhang mit der byzantinischen Politik zur Sicherung der Oberherrschaft über das Schwarze Meer und seine Küstenländer gegen die von Armenien aus drohende mos-

leminische Gefahr zu setzen ist. Der europäische Teil des Reiches zerfiel im 8. Jahrhundert in vier Themen: Thrazien, Mazedonien, Hellas und Sizilien und in eine Reihe untergeordneter, zur Abwehr der auch im Westen bedrohlich gewordenen Sarazenengefahr geschaffener Bezirke, wie Kreta, Dyrrhachium und andere. Zu diesen Landthemen kamen noch zwei Themen, die die Flotte zu stellen hatten, Kibyrrhaiotes und Aigaion Pelagos. Nach der Neuordnung waren die Strategen der Themen zugleich die obersten Regierungsbeamten. Mit dieser Umänderung wurde auch der bisherige schwerfällige Beamtenapparat etwas vereinfacht. Die militärischen Statthalter hatten natürlich ihre technischen Beiräte (κομμερκιάριοι), und unter dieser Art von Verwaltung befanden sich die Provinzen geraume Zeit auch in guter Verfassung.

b) Beamtentum: Die Verwaltung des Reiches war einem ganzen Heere von Beamten anvertraut, die in Hof- und eigentliche Staatsbeamte zerfielen. Die Person des Kaisers umgibt eine Reihe hoher Würdenträger, die Prinzen des kaiserlichen Hauses mit den Titeln Curopalates, Cäsar, Despotes, Nobilissimos, Sebastos, Protosebastos, Sebastokrator und andere. Neben ihnen sind im Dienste des kaiserlichen Hofes, des cubiculum sacrum, eine Reihe Spezialbeamte verwendet, Kammerherren (cubicularii, vestiarii, kitonites), Beamte des Kabinettes (chartularii, a secretis), Beamte, die die Marställe unter sich hatten, die stratores. An ihrer Spitze stehen der Curopalates und Magister officiorum, später der Praepositus und Parakimomenos, der ständige Begleiter des Kaisers und sein erster Vertrauter, der das Schlafgemach mit ihm zu teilen und ihn zu bewachen hatte. Auch die Kaiserin hatte ihren besonderen Hof mit Kubikulariern und Palastdamen, den patriciae zostae. Dazu treten noch die Kommandeure und Offiziere der Palast-

garden, der Excubitores, Hikanates, Numeri, Scholarii, und der Hetärien, der fremden Kontingente, die der Großhetäriarch kommandierte, sowie das berühmte Korps der skandinavischen und angelsächsischen Waräger oder Waranger. Einen vornehmen Platz nahmen die Eunuchen ein, die durch die fortgesetzte Berührung mit dem Kaiser auch auf die Regierung einen ganz bedeutenden Einfluß ausübten. Der Rang all dieser zahlreichen Würdenträger war bis ins kleinste festgestellt und ihre Titel wechselten mit den Jahrhunderten, alte wurden durch neue ersetzt. Waren die kaiserlichen Kassen leer, so mußten hochtönende Titel nachhelfen, und bei der wie sonst nirgends ausgeprägten Titelsucht entstanden Überschwenglichkeiten wie Protonobilissimohypertatos und Panhyperprotosebastohypertatos. Eine noch größere Anzahl von Beamten war für die riesige Verwaltung des Reiches nötig. Bis zum 6. Jahrhundert finden wir noch die im alten Römischen Reiche üblichen Titel und Würden. Der Praefectus praetorio Orientis war der Premierminister und stand an der Spitze der ganzen Verwaltung. Die Hauptstadt unterstand dem Praefectus urbi, an der Spitze des kaiserlichen Hauses und der Kanzlei stand der Magister officiorum, der Quaestor war Justizminister, ein Comes verwaltete die kaiserliche Kasse und die Domänen. Mit der zunehmenden Hellenisierung des Reiches bekamen auch die Titulaturen eine griechische Form. Eine Reihe der obersten Staatsbeamten führte jetzt den Titel Logothetes. Der Logothetes dromu, anfangs Postminister, erhielt die Verwaltung der Provinzen, und als späterer Großlogothet war er Großkanzler des Reiches und Minister des Auswärtigen. Logotheten verwalteten den Staatsschatz, die Armenkassen, die kaiserlichen Güter. An der Spitze der Armee stand der Großdomestikus, an der der Flotte der Großdrungar. Der Bürgermeister von Konstantinopel

heißt jetzt Eparch. Und all diesen höchsten Beamten steht eine Unzahl von unteren Ämtern zur Seite, den scrinia, wie sie bis zum 6. Jahrhundert hießen, den λογοθεσία oder secreta, wie man sie später nannte. In ihnen arbeitet ein Heer von Beamten, die die Titel a secretis, chartularii, notarii und andere führen. Außer seinem Amtstitel führt jeder Beamte noch einen weiteren, der seinen Rang angibt, gewissermaßen die Hofrangklasse, der er angehört. Solche sind: magister, patricius, proconsul, protospatharios, spatharocandidatus, cubicularius, vestiarius und andere. Einen ähnlichen Hofstaat hatte auch der Patriarch um sich. Zunächst ihm zur Seite die aus Metropoliten, Erzbischöfen und Bischöfen gebildete Synode, die mit ihm die kirchlichen Angelegenheiten leiteten. Der nächste Geistliche nach dem Patriarchen war der Synkellos, wohl das Seitenstück des kaiserlichen Parakimomenos. Dann folgte der Archidiaconus. An der Spitze der Archive stand der Chartophylax, den Schatz verwaltete der Skeuophylax. Andere hohe Würdenträger waren der Protonotarios und der Kastrisios, dem die Verwaltung der heiligen Gewänder zustand, und die zahlreichen Cubicularii.

So war der byzantinische Staat von einer umfangreichen, wohlorganisierten und gut disziplinierten Beamtenschaft geleitet.

c) Heer und Flotte: Bunt wie das Nationengemisch, aus dem sich das Byzantinische Reich zusammensetzte, war auch seine Armee. Auch das byzantinische Heerwesen bewahrte zunächst die römische Tradition, und im Festungsbau, in Angriff und Verteidigung blieb die byzantinische Armee lange Zeit ihren Gegnern überlegen, und tüchtige Kaiser, die selbst aus der Armee hervorgegangen waren, sorgten in erster Linie für das Wohl und die Schlagfertigkeit ihrer Heere. Zum Kriegsdienst wurden in erster Linie die Reichs-

untertanen herangezogen, deren Kern, wie noch heute in der Türkei, die bäuerliche Bevölkerung Kleinasiens bildete. Jeder Grundbesitzer hatte eine bestimmte Anzahl zu stellen. Die allgemeine Flucht vor dem Militärdienst hatte aber die Rekrutierung bald unsicher gemacht. Um dieser Ungewißheit einigermaßen zu begegnen, schuf man eine besondere Klasse von Soldaten, die Stratioten, die gegen Zuweisung von Grund und Boden zum Kriegsdienste verpflichtet waren. In Masse saßen diese Militärkolonisten im Reiche und bildeten eine von den Bürgern scharf geschiedene Klasse. Vielfach waren diese Militärlehen auch an Leute nichtgriechischer Rasse vergeben, an Abenteurer aller Art, Armenier, Slawen und Araber. Immer mehr aber wurden diese Lehen, die bis zum Ende des Reiches bestanden, das Opfer der Großgrundbesitzer, die, trotz aller diesem Mißbrauch entgegentretenden Erlasse verschiedener Kaiser, ihre Besitzer zur Abtretung zu zwingen und sie zu Kolonen zu machen wußten (vgl. S. 40). Den größten Teil der byzantinischen Armee machten aber mit der Zeit immer mehr die Söldnertruppen aus, bis zum 6. Jahrhundert Hunnen, Heruler, Goten, Vandalen, Langobarden, Armenier, Perser, dann Russen, Chasaren, Ungarn, Slawen, Skandinavier, Normannen, Araber, später Deutsche, Italiener, Franzosen, Katalanen und Engländer, die zuerst in den Kämpfen des Alexios Komnenos gegen Robert Guiscard in Albanien erscheinen. Dieses Söldnerwesen mußte sich um so mehr ausbilden, als im Interesse der Reichsfinanzen selbst von einem Kaiser wie Manuel Komnenos der Loskauf vom Militärdienste geduldet wurde. Eine geregelte Rekrutierung war so immer die Hauptsorge aller tüchtigen Kaiser. Dieser Fürsorge entsprangen zum Teil auch die Transplantationen von Bewohnern ganzer Gegenden in menschenleer gewordene Gebiete, ihr das Bestreben verschiedener Kaiser, namentlich

des Manuel Komnenos, den zu Kolonen gewordenen Militärkolonisten und Kleingrundbesitzern die Freiheit wiederzugeben und sie wieder auf eigener Scholle anzusiedeln. Zu diesen sozusagen regulären Truppen traten noch lokale Milizen, die jedoch nur in äußersten Fällen in Verwendung traten, wenn Städte plötzlich vom Feinde bedroht wurden. Die Grenzen wurden geschützt durch ein System fester Plätze (Kleisuren), die der Kleisurarch verteidigte, und ein guter Kundschafterdienst, den unter anderen im geheimen die Kaufleute zu besorgen hatten, setzte die Regierung immer in Nachricht über alles, was beim Feinde vorging. Drohte ein Einfall, dann benachrichtigten Fanale von Berg zu Berg die Hauptstadt, um sofort für die nötige Abwehr zu sorgen.

Die Organisation der Armee blieb durch Jahrhunderte die gleiche. Im 8. Jahrhundert erfährt die Landarmee eine völlige Umgestaltung. Bis dahin hauptsächlich aus Fußtruppen bestehend, tritt nun die Kavallerie in den Vordergrund. Die Entscheidung liegt jetzt bei den Kaballarika Themata, den Reiterdivisionen. Die Gefechtsgewohnheiten der östlichen Feinde, der Ansturm der Beduinenscharen hat dazu geführt. Die Kontingente dafür zu stellen, war vorzüglich Aufgabe der Asiaten, der armenischen und georgischen Barone. Die Armee eines Themas zerfällt in 2—3 Turmen (Brigaden), die Turme in 3—5 Drungoi (Bataillone), eine Drunge in 5 Banda (Kompagnien). Die Stärke wechselte mit der Größe des Themas. Das Bandon hatte etwa 200, später auch 400 Mann. Soldatenkaiser, wie Leon III., Nikephoros Phokas, Johannes Tzimiskes, Alexios und Manuel Komnenos, sahen auf gute Manneszucht und suchten in der Truppe das strengste Pflichtgefühl wachzuhalten. Zu diesem Zwecke hielt auch Manuel Komnenos seine Truppen in besonderen Konzentrationslagern durch Jahre hin-

durch zusammen. Der Dienst hier war hart, und um die Soldaten bei gutem Willen zu erhalten und die trotz schwerer Strafen, wie Blendung, immer wieder unternommenen Fluchtversuche hintanzuhalten, wurden ihnen neben dem Sold weitere Geld- und Lebensmittelzulagen zugewiesen. An der Spitze der ganzen Armee stand der Großdomestikus; die Führung der Armeen während eines Krieges übernahm der Domestikus des Westens oder Ostens, wenn nicht ein Spezialkommandant ernannt worden war oder der Kaiser selbst sich an die Spitze seiner Heere stellte. Die Infanterie zerfiel in schwere und leichte Infanterie, erstere bewaffnet mit Lanze, Schwert und Schild, letztere mit dem Bogen. Auch die Kavallerie zerfiel in die schwere der völlig gepanzerten Kataphrakten und in die leichten Aufklärungsabteilungen der Trapeziten. Die taktische Aufstellung blieb die alte: Zentrum und Flügel und dahinter die Reserven. Die Berührung mit den Lateinern brachte unter Manuel Komnenos in der Bewaffnung insofern eine Änderung, als man von diesen die längere Lanze und statt des runden den westlichen langen Schild entlehnte. Auch die Ausbildung der Kavallerie zog aus der westlichen Schule Nutzen. Bekannt ist ja Manuels Vorliebe für das Turnier.

Neben dem Heere war von größter Bedeutung die Flotte, die die Küsten vor den schon sehr frühe drohenden Angriffen von Slawen, Arabern und Türken zu schützen und das Meer für den Handel offenzuhalten hatte. Lange Zeit spielte sie eine mächtige Rolle, und der sie kommandierende Großadmiral war einer der bedeutendsten und einflußreichsten Reichsbeamten. Aber schon mit dem 8. Jahrhundert beginnt ihr allmählicher Verfall. Solange unter den isaurischen Kaisern dem Reiche die Hauptgefahr nur von Baghdad drohte, waren keine Seeunternehmungen nötig. Erst im 9. Jahrhundert dachte man wieder an sie.

Mit dem Hervortreten der muselmanischen Herrscher in Spanien und Afrika, mit der Bedrohung Siziliens, Süditaliens und der griechischen Küsten erwuchs für Konstantin V. die dringende Pflicht einer Reorganisation der Flotte. Die Adria mußte griechisches Meer bleiben. So finden wir 853 wieder eine Flotte von 300 Schiffen in Fahrt gegen Ägypten, und nach dem Tode Michaels III. operierten 400 Schiffe gegen die Küste Apuliens. Die kaiserliche Flotte unter dem Drungarios ploimu stationierte in Konstantinopel, daneben bestanden Provinzflotten in Kleinasien, Griechenland und den Jonischen Inseln. Bald verfiel aber die Flotte von neuem und seit des Alexios Zeit war das Reich ganz in Abhängigkeit namentlich von Venedig gekommen. Der Verfall der Flotte führte auch den Verfall des Reiches 1204 herbei.

d) Finanzwirtschaft: Die Existenz eines in mehrfacher Beziehung so heterogenen Staates, der zu seiner Verwaltung eines so umfangreichen Apparates bedurfte, der sich fortgesetzter Angriffe zu erwehren hatte und nur selten Perioden der Ruhe kannte, mußte natürlich vor allem auf eine gediegene Finanzwirtschaft gegründet sein. Und im ganzen arbeitete in dieser Beziehung die Staatsmaschine gut. Die Finanzpolitik des Reiches zeigt eine gewisse Festigkeit, so daß sein Geld, „der Byzantiner", sich den Weltkurs sicherte und die Länder der zivilisierten wie barbarischen Welt bis nach Indien beherrschte. Mit den benachbarten Reichen schloß Byzanz genau formulierte Münzverträge ab. So durften die Sassaniden nur Silber prägen und mußten sich als Goldmünze des solidus bedienen. Die gleichen Verpflichtungen hatte auch Chlodovech für das Frankenreich eingegangen, so daß in dessen Gebiet den griechischen und syrischen Kaufleuten eine gesicherte Existenz verbürgt war. Erst Chlodovechs Enkel, Theodebert von Austrasien, ließ eigene Goldmünzen prägen.

Nur auf einer tüchtigen und gerechten Finanzwirtschaft konnte die Stärke des Reiches beruhen. Und dafür sorgte ein weit ausgebildetes Steuerwesen, und in der Schaffung immer neuer Steuerarten war Byzanz so erfinderisch wie der Hof von Baghdad. Im ganzen behielt man das schon seit Cäsar und Augustus eingeführte Katastersystem zur Einhebung der Steuer bei. Die Katasterbücher lagen bei dem Finanzminister, dem Logothetes tu genikú, und ihre Revision erfolgte alle 15 Jahre. Im 8. Jahrhundert wurden nur in den oberen Stellen Veränderungen getroffen, indem die verschiedenen Finanzdepartements in acht voneinander unabhängige Ministerien verteilt wurden. Steuerwesen, Militärkassen, Materialienlager aller Art für Heeres- und Flottenzwecke, kaiserliche Domänen und andere hatten nun ihre eigene Verwaltung. Aus einer Staatszentralkasse, dem Sakellion, wurden wahrscheinlich die Bedürfnisse für militärische Expeditionen, für Bauten und öffentliche Anlagen und für die Privatzwecke des Kaisers gedeckt.

Die Hauptsteuer war die Grundsteuer (*ζευγάριον*), die alle Grundbesitzer und Pächter, auch die Pächter der kaiserlichen Domänen, zu entrichten hatten, mochte nun der Besitzer oder Pächter das Gut bewirtschaften oder nicht. Eine Haussteuer (*καπνικόν*) lag auf jedem Feuerherd. Dann traf jeden die Kopfsteuer (*κεφάλαιον*), und die Bewohner der Städte hatten noch eine besondere Stadtsteuer (*πολιτικοὶ φόροι*) zu entrichten. Zu diesen Hauptsteuern traten noch alle Arten von Einkommensteuern; alle Geschäftsleute, Händler und Arbeiter aller Art, Artisten, Juden, Dirnen waren mit oft sehr empfindlichen Steuern belegt; auf alle Arten von Haustieren standen Steuern, Fischer und Jäger mußten ihre Zehnten entrichten. Die Totensteuer mußten selbst Soldatenfrauen für ihre gefallenen Männer zahlen. Zu diesen allgemeinen Steuern traten noch gewisse Leistungen, die

namentlich den Provinzbewohnern auferlegt waren, wie die Angaria (ἀγγαρία), die Verpflichtung, Wagen und Pferde zu stellen, Brücken und Straßen instand zu halten, reisende Würdenträger zu verpflegen, die Armee zu unterhalten, Soldaten und Schiffe auszurüsten und für die kaiserliche Post zu sorgen. Bei der Vielseitigkeit der Steuerveranlagung war es kein Wunder, daß die Bevölkerung unter diesem Finanzdruck schwer seufzte, wie das besonders unter Alexios Komnenos der Fall war, in dessen Zeit das Land noch durch die vielen Truppendurchzüge der eigenen Armee, von Normannen und Kreuzfahrern und durch die fortgesetzten Türkeneinfälle völlig ausgesogen war. Dörfer und Kirchen standen damals leer, wie der Erzbischof von Achrida, Theophylaktos Bulgaros, klagt, da die Bauern vor Steuerlast und Militärdienst in die Städte geflohen waren. Und diese Steuerlast ruhte fast ausschließlich auf den Schultern des Volkes, da Adel, Kirche und Klöster meist Steuerfreiheit oder doch große Erleichterungen genossen. Mit deren rapidem Anwachsen — waren doch die Pächter klösterlichen Landbesitzes steuerfrei — erlitt natürlich die Grund- und Haussteuer einen bedeutenden Rückgang. Mit vollem Rechte gebot hier Kaiser Nikephoros I., der als einstiger Großlogothet in alle Finanzgeheimnisse eingeweiht war, Halt und forderte im Interesse des Staates die fälligen Rückstände. Die Hauptsteuer blieb immer die Grundsteuer. Für große Domänen war eine bestimmte Summe festgesetzt, während beim Kleinbesitz die Erfassung nicht immer leicht war. Um den Staatsschatz vor Verlusten zu bewahren, mußte, falls der Kleinbesitzer die Steuer nicht entrichten konnte, die Gemeinde dafür aufkommen, die zu diesem Zwecke in besondere Gruppen eingeteilt war. Diese besondere Gruppensteuer hieß ἐπιβολή. Für an sich arme Gruppenmitglieder bedeutete sie natürlich eine Härte, die durch eine neue Verfügung

Nikephoros' I. beseitigt wurde, nach der nun der nächste reichere Nachbar die Steuer des Zahlungsunfähigen zu tragen hatte. Der arme Nichtzahler wurde dafür zum Militärdienst eingezogen und dem zur Zahlung verpflichteten reichen Nachbarn fielen auch noch die Kosten für dessen Equipierung in Höhe von $18^1/_2$ nomisma zu. Diese Steuer, das Allelengyon, rief natürlich bei den Reichen großen Widerstand wach; mehrmals abgeschafft, wurde sie immer wieder eingeführt. Vor allem waren auch die geistlichen Güter ein ökonomisches Übel und Nikephoros I. faßte den Entschluß, bei vielen reichen Klöstern bessere Landteile den kaiserlichen Domänen einzuverleiben. Die Form dieser Transaktionen war jedenfalls Zwangsverkauf, wobei die Staatskasse einen von ihr festgesetzten Preis zahlte, also keine glatte Konfiskation. Bei den großen Ausgaben für die Verwaltung, für die zahlreiche Beamtenschar, für öffentliche Bauten, Subventionierung durch Erdbeben zerstörter Städte, für die Bedürfnisse des Hofes, die Hof- und Kirchenfeste, Empfang fremder Gesandten, Geschenke an die Würdenträger, Getreidespenden an das Volk, Unterhaltung der dem Volkswohl dienenden karitativen Einrichtungen, wie Waisenhäuser, Hospitäler, Leprosenhäuser, und endlich für die vielen Tribute an die das Reich bedrohenden Feinde, für Geschenke, um Bundesgenossen zu gewinnen, war die peinlichste Zusammenfassung der Staatseinkünfte das dringendste Gebot der Selbsterhaltung, um so mehr als durch den Einfall feindlicher Völker zeitweise oder für immer ganze Provinzen verlorengingen, deren Steuern somit für den Staat ausfielen. Der hierdurch hervorgerufene Geldmangel hatte denn auch immer einen Rückgang der Stärke von Armee und Flotte und ein Anwachsen der feindlichen Macht im Gefolge. Zu diesen obenerwähnten Einkünften traten noch andere: die Einnahmen aus Gerichtsstrafen

und Konfiskationen, aus den Taxen, welche Beamte für Ämter und beim Antritt ihrer Ämter zu entrichten hatten, und vor allem die reichen Einkünfte, die der Handel aus den auf alle Waren gesetzten Ein- und Ausfuhrzöllen brachte, die für den vom Westen kommenden Handel in den Zollstätten am Hellespont, für den östlichen und nördlichen am Bosporus, ferner an den Grenzen und Paßstraßen erhoben wurden. Auf Grund all dieser Einnahmen darf z. B. das Reichseinkommen für das 8. und 9. Jahrhundert auf ungefähr 1500 Millionen Mark berechnet werden. Die nun einsetzenden vielen territorialen Verluste verringerten diese Summe natürlich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Deshalb suchte die byzantinische Regierung immer, auch wenn das Reich nur mehr auf Reste der einstigen Größe beschränkt war, die Feinde wenigstens vom Schwarzen Meere und dem dortigen Handel, der letzten Lebensquelle, fernzuhalten. Als auch diese infolge des Vordringens der Türken versiegen mußte, war für das Reich die Todesstunde auch gekommen.

e) Agrarverhältnisse: Die Lebensfähigkeit des Staates beruhte vor allem auf einem kräftigen, leistungsfähigen Bauernstande. Die Ackerbaufrage war ja schon eine Lebensfrage des alten Römischen Reiches. Die Ausdehnung des Großgrundbesitzes hatte schon hier alle die üblen Folgen gezeitigt, die im Byzantinischen Reiche noch mehr hervortraten. Innerhalb des Byzantinischen Reiches standen auch in landwirtschaftlicher Beziehung Ägypten, die alte Kornkammer, und Syrien an der Spitze aller Provinzen. Die europäischen Gebietsteile kamen erst an zweiter Stelle. Die ununterbrochenen, so früh einsetzenden Einfälle barbarischer Völker richteten gerade im Westen an Ackerbau und Viehzucht fortgesetzt schweren Schaden an. Deshalb versäumten verschiedene Kaiser nichts, überall den Ackerbau zu heben und zu sichern

und so auch nach dieser Seite die Steuerkraft des Reiches zu mehren. So wurden im 10. Jahrhundert Thrazien und Mazedonien wieder gute Erntegebiete, Thessalien wurde eine der Hauptkornkammern, und auch in den übrigen, so lange schlecht bebauten Teilen Griechenlands und im Peloponnes nahm der Ackerbau jetzt einen wichtigen Platz ein. Selbst im Inneren Kleinasiens, das, anfänglich wenig reich, nur der Viehzucht diente und vielen Räubereien, namentlich der halbwilden Isaurier und dann der Araber, ausgesetzt war, wurde dem Ackerbau größeres Augenmerk geschenkt und die Besetzung Kilikiens durch Byzanz, die die fortgesetzten Einfälle der Araber hindern sollte, ließ auch hier den Ackerbau mehr gedeihen. Aber das große Verderben lag in der sich mehrenden Absorbierung des Kleinbesitzes durch den Großgrundbesitz. Deshalb bekämpften auch verschiedene Kaiser, die die Wichtigkeit des kleinen und mittleren Besitzes für das staatliche Leben erkannten, diese Abnahme des Kleinbesitzes und die Umbildung der freien Grundbesitzer in Kolonen und Mönche, die kein Interesse mehr an der Kultivierung des Bodens hatten.

Schon seit dem 3. Jahrhundert bestand bis auf Justinian der Grundsatz, daß namentlich von der ackerbautreibenden Bevölkerung niemand seinen Heimatsort verlassen dürfe. Der Bauer war also an Beruf und Scholle gebunden. Damit sollten die vielfachen Versuche unterbunden werden, sich durch Landflucht dem Steuerdrucke zu entziehen. Die damaligen Bauern zerfielen in Freibauern, die volles Eigentum an der Gemeindeflur hatten, und abhängige Bauern, die je nach dem Abhängigkeitsverhältnis wieder in verschiedene Klassen zerfielen. Letztere saßen auf Staatsdomänen und kaiserlichen Privatgütern oder unterstanden Kirchen, Klöstern und Privatpersonen. Gerade um der Habgier und Willkür der Steuerbeamten zu entgehen, stellten

sich einzelne Bauern oder ganze Dörfer unter einen höheren Beamten als Patron, der gegen Abgaben ihre Interessen vertrat. Diese Abhängigkeit war also eigentlich nur mehr eine nominelle. Die wirklich Abhängigen saßen auf fremdem Grund und Boden nur als Arbeiter, hatten kein Eigentum, konnten aber auch von ihrem Herrn nicht vertrieben oder versetzt werden. Sie zerfallen in die zwei Klassen der coloni (*μισθωτοί*) und der adscriptitii (*ἐναπόγραφοι*). Beide waren persönlich frei, aber an die Scholle gebunden und zu jährlichen Abgaben an den Gutsherrn verpflichtet. Ein Unterschied bestand nur darin, daß die coloni frei sind mit all ihrem Gerät und Vieh, während bei den adscriptitii das peculium als dem Herrn gehörig betrachtet wird. Ihre Stellung nähert sich mehr der der Sklaven. Sie besitzen kein eigenes Vermögen, kein eigenes Grundstück, während der Kolone anderwärts Eigentum besitzen und erwerben kann. Doch hat sich der engere Unterschied zwischen beiden Klassen schon im 6. Jahrhundert verwischt. Das Kolonat, schon lange unterminiert, war in der Zeit der isaurischen Kaiser bereits verschwunden. Das Eindringen fremder Völker nach Justinians Zeit, namentlich der in Masse auftretenden Slawen, hatte nicht nur eine starke ethnische Umwandlung herbeigeführt, sondern auch tief in die bäuerlichen Verhältnisse eingegriffen. Wie sich diese bis zum 8. Jahrhundert gestaltet hatten, darüber belehrt uns Leons III. landwirtschaftlicher Kodex, der Nomos georgikós. Danach gab es in dieser Zeit zwei Klassen freier Bauern, solche, die ein Großgrundbesitzer auf seinem Grunde ansiedelt, den sie zu bebauen haben, den sie aber auch nach freiem Willen verlassen können, falls sie vorher für durch den Wegzug etwa erwachsene Verluste aufgekommen sind. Sie zahlen dem Besitzer nur den Zehnten ihrer Erzeugnisse (*μορτή*), wovon sie Mortiten heißen. Diese Bauernklasse ist sehr häufig, da

die Großgrundbesitzer ihre Domänen nicht selbst bewirtschaften und auch durch Verwalter nur zum Teil bebauen konnten. In den stets unruhigen Zeiten fand man auch nur selten Bauern, die eine Pacht auf längere Zeit einzugehen gewillt waren, und so gab man sich, um große Teile nicht überhaupt brachliegen lassen zu müssen, mit dem geringen Ertrag des Zehnten zufrieden. Dann gab es freie Bauerngemeinden, die Land gemeinsam besitzen, das sie unter sich teilen. Jedes Gemeindemitglied (chorite, *κοινωνός*) erhielt seinen Teil (*μερίς*), den er selbst bebaute oder durch Sklaven bebauen ließ oder den er gegen Erstattung der Hälfte des Ertrages einem anderen, einem Hemiseiasten (*ἡμισειάστης*) oder Halbbauern, in Pacht gab. Die Abführung der Steuern lag der Gesamtheit ob. Dieser neue Zustand resultierte zum Teil aus der Veränderung des ethnischen Charakters der Provinzen, zum Teil aus den auswärtigen Beziehungen des Reiches. Mit der Mitte des 6. Jahrhunderts hatte ein großer Wechsel in der Bevölkerung der europäischen wie asiatischen Provinzen stattgefunden. Der Balkan wie auch Nordwestkleinasien war angefüllt mit Slawen, und im übrigen Asien siedelten frei Mardaiten und Armenier, die alle nicht an das Kolonat gewöhnt waren und eine Bindung an Beruf und Scholle ablehnten. Und da das Reich in ständigen Kämpfen mit Persern, Arabern und anderen lag, konnten die Kaiser das Kolonat auch nicht mehr aufzwingen. Was an Kolonen noch vorhanden war, wurde zweifellos zur militärischen Verteidigung mit ausgehoben. Die neuen Ansiedler brachten aber ihr System mit, dem sich das alte assimilieren mußte. Damit hatte das alte römische Kolonat auch in Byzanz aufgehört, neue Verhältnisse waren geschaffen, die im 9. und den folgenden Jahrhunderten zu den großen Kämpfen zum Schutze des Kleingrundbesitzes zwischen Kaisertum und Großgrundbesitz führten. Eine Abhängigkeit

grundbesitzender Bauern oder ganzer Dorfgemeinden von einem mächtigen Patron kennt der Nomos georgikós nicht mehr. Erst in der nachisaurischen Zeit hat sich diese Unsitte wieder eingeschlichen. Im 10. Jahrhundert finden sich schon wieder Großgrundbesitzer mit leibeigenen Bauern vor. Das 9. Jahrhundert scheint diese Periode vorbereitet zu haben. Die Ursache dazu dürfte in dem Bürgerkriege zu suchen sein, der den Anfang der Regierung Michaels II. (820—829) füllte[1]). Den dadurch hervorgerufenen fiskalischen Lasten war der Kleinbesitz nicht mehr gewachsen, und viele kleine Güter gingen damit aufs neue verloren. In den Basiliken, die wieder auf das Justinianische Recht zurückgreifen, erscheinen denn auch wieder zwei Klassen von Bauern, freie, steuerbare und abhängige. Zu letzteren gehören eben ursprünglich freie, grundbesitzende Bauern, die freiwillig oder durch Notlage gezwungen sich wieder unter die Herrschaft eines Großen begeben hatten. Neben diesen erscheinen dann wieder gutsherrliche Bauern, die jetzt Paröken (*πάροικοι*) heißen, die ihren Zehnten an ihren Herrn zu entrichten hatten, für die es aber Rechtens wurde, daß sie nach dreißigjähriger Seßhaftigkeit Eigentümer des Bodens, den sie bebauten, wurden. Die geringe Einnahme des Zehnten konnte natürlich den Grundherren nicht genügen, so daß sie ihre Paröken von neuem an die Scholle zu fesseln und deren Abgaben zu erhöhen suchten. Androhung von Vertreibung und Notlage aller Art zwang vielfach die Paröken, den erhöhten Forderungen nachzugeben und die neuen Lasten von Abgaben und Fronen auf sich zu nehmen.

Eine freie Bauernschaft war aber für den Staat wegen Rekrutierung und Erhebung der Steuern von höchster Wichtigkeit. Trotzdem drängte die Entwicklung immer mehr zum Untergang derselben. Der dem östlichen Bewohner

[1]) Roth, a. a. O. S. 67.

innewohnende fromme Sinn, das Bedürfnis nach Ruhe und Beschaulichkeit trieb viele zum Eintritt in das Kloster, wodurch große Landgebiete in den Besitz von Kirchen und Klöstern übergingen. Außerdem suchten die Großen und Reichen auf Kosten der Kleinbauern unter Ausnutzung schwerer Notlagen, wie der so häufigen Mißernten und Hungersnöte — Kredit gab es nur gegen Landabtretung —, ihre Domänen immer noch mehr zu vergrößern. Denn Grundbesitz war damals immer noch die beste Geldanlage. Kaiser Romanos Lekapenos (919—944) verbot in seiner Novelle von 922, daß Güter von Armen und Soldaten auf irgendeine Art erworben werden. Das Gesetz blieb wirkungslos. Die Großen benutzten die Hungersnot von 928, um die kleinen Güter in Masse aufzukaufen. Und so blieb es auch für die Zukunft. Diese großgrundbesitzenden Archonten — wir kennen die Namen verschiedener dieser mächtigen Familien, die Bryennios um Adrianopel, Danielis im Peloponnes, in Kleinasien die Phokas, Skleros, Maniakes, Maleinos, Burtzes, Botaneiates, dann die Komnenen und Paläologen — blieben die mächtigeren. Umsonst trat auch Nikephoros Phokas gegen Adel und Klöster mit scharfen Verfügungen auf. Adel und Kirche wollten aber die schwere wirtschaftliche Gefährdung des Reiches durch ihr selbstsüchtiges Treiben nicht erkennen. Umsonst kämpfte auch Basileios II. (976—1025) gegen diesen staatsgefährlichen Zug der Zeit, unerbittlich gegen den ganzen Sturm der Entrüstung von Adel und Kirche. Seine Verfügungen blieben der letzte Versuch sozialer Reformen auf diesem Gebiete. Nach seiner Regierung endete der Kampf mit einem Triumphe des Großgrundbesitzes. Aristokratie und Kirche hatten fast den ganzen Boden in Besitz und verfügten allein über das im Umlauf befindliche Kapital. Der Reichtum sammelte sich in den Händen einer immer kleiner werdenden Zahl von Personen.

Und diese kleine Zahl bildete eigentlich durch Jahrhunderte das Herz des Reiches. Sie wählte die Kaiser und setzte sie ab, und in ihren Händen lag die Verwaltung des Reiches.

Eine besondere Art von Grundbesitz stellen die Soldgüter (στρατιωτοτόπια) dar (vgl. oben, S. 31). Die Einrichtung, Leute mit der Verpflichtung zum Militärdienst durch Land zu entsolden, geht schon in den Anfang der römischen Kaiserzeit zurück. In den Stürmen des dunklen 7. Jahrhunderts scheint dieses Institut in Verfall geraten zu sein. Erst im 10. Jahrhundert haben die Kaiser mit allem Nachdruck diese Soldgüter wiederhergestellt. Sie vererbten sich in der Familie zugleich mit der Verpflichtung zum Waffendienst und sollten nicht veräußert werden. Aber auch sie waren den Angriffen des Großgrundbesitzes ausgesetzt. Sie scheinen bis zum Untergang des Reiches bestanden zu haben.

Eine besondere Einrichtung war die der Charistikarier, die Alexios Komnenos ins Leben rief, indem er Klostergüter vielfach an Angehörige seiner Familie und sonstige Anhänger als Benefizien verteilte, von denen sie für sich die Steuern einziehen konnten. Dieses Vorgehen war auch schon von den ikonoklastischen Kaisern und im 11. Jahrhundert geübt worden. Derartige Maßregeln führten natürlich zu großen Erregungen in der Welt der Mönche. Denn diese Charistikarier bauten ihre Wohnungen in den Klosterrayon und brachten ein sehr weltliches Leben hierher, das übrigens vielen Klöstern auch ohne Charistikarier nicht fremd war.

So herrschte im Byzantinischen Reiche seit dem Tode Basileios' II. die Latifundienwirtschaft, die Kraft des Reiches untergrabend, weiter, bis sie mit dem Erscheinen der seldschukischen Türken von selbst zusammenbrach. Die Schlacht bei Manzikert[1]) bedeutet mit dem Verlust der Ostprovinzen auch hier einen Abschluß, und der türkische Sieger Sulei-

[1]) Roth, a. a. O. S. 105.

man[1]) machte die unter byzantinischem Joche schwer seufzenden Bauern durch eine weise agrarische Maßregel zu seinen Bundesgenossen, indem er alle bisher Hörigen wieder zu freien Bauern machte und ihnen nur die Kopfsteuer auferlegte. Ihre nächsten Lebensinteressen hatten die christlichen Landbewohner an die Türken angeschlossen. Die gleiche Interesselosigkeit der ländlichen Bevölkerung im Reich zeigte sich ebenso im Westen, wo die kleinen Leute die mächtigen Provinzaristokraten in ihren Kämpfen mit Lateinern und Türken ebenfalls im Stiche ließen. So hatte dieser kapitalistische Großgrundbesitz, nur auf das eigene Interesse, nicht auf das höhere des Staates sehend, in erster Linie mit am Untergang des eigenen Reiches gearbeitet.

f) Handel und Industrie: Eine weitere, reichen Ertrag bringende Quelle fand das Byzantinische Reich in seinem ausgedehnten Handel und seiner bedeutenden Industrie. Byzanz baute auch hier auf den schon bestehenden Verhältnissen und Verbindungen weiter, die schon seit langem Griechen und Asiaten bis weit nach dem Westen und Norden wie auch nach dem fernen Osten geknüpft hatten. Schon in der Römerzeit waren Korinth, Alexandrien und Antiochia große Handelszentren; Griechen und gräzisierte Syrer hatten ihre Faktoreien in Spanien, Gallien und Germanien, und in allen größeren Städten findet man syrische Kolonien. War das Reich doch voll von Bewohnern, denen der Handel im Blute lag, Griechen, Ägyptern, Syrern und nicht zuletzt Juden, die schon damals über alle Sprachen verfügten und so für den Handel gerade in entfernteren Gebieten unentbehrlich waren. Sie bereisen Firandscha (Franken) ebenso, wie sie Arabien, Indien und China besuchen. Die Syrer saßen als Großkaufleute in Marseille, Bordeaux, Orleans, Paris und selbst in Trier und halfen in dem noch ganz auf

[1]) Roth, a. a. O. S. 108.

Naturalwirtschaft angewiesenen Land als Bankiers den merowingischen Königen und fränkischen Großen aus manchen finanziellen Verlegenheiten. Auch in Spanien hatten sie ihre Faktoreien. Das Geld des Westens floß reichlich nach dem Osten ab, der so die bedeutendere Hälfte des Reiches wurde. Kleinasien trug auch den Hauptteil der Steuerlast und bildete die Stütze des Reiches, wie das noch heute für die Türkei der Fall ist. Mit asiatischem Gelde werden die Armeen erhalten, die westlichen ausgeplünderten Provinzen unterstützt, die vielen Tribute bezahlt, die die goldlüsternen Barbaren vor den Mauern der Hauptstadt zur Umkehr veranlassen müssen. Syrien und Ägypten waren, solange sie zum Reiche gehörten, in kommerzieller Beziehung die ersten Provinzen des Reiches. Ägypten stand die ganze byzantinische Zeit hindurch in Handelsverbindung mit Indien und dem ferneren Osten durch die Häfen des Roten Meeres, Myos, Hormos und Berenike. Die Himaritenküste und Hadramaut entlang fuhr man nach Barygaza in Indien, dem Hauptmarkte für Vorder- und Hinterindien, für die Sundainseln und China. Blemmyer und Araber vermittelten schon damals den Handel nach dem inneren Afrika, und wir wissen, daß schon in römischer Zeit, unter Kaiser Aurelian, der syrische Kaufmann Firmus mit ihnen in Handelsbeziehungen stand. Hochinteressant für die Ausdehnung des damaligen Handels sind die Aufzeichnungen des Kosmas Indikopleustes, eines Zeitgenossen Justinians, der weite Reisen nach Indien und Südafrika machte. Er kennt Zingion (Sansibar) und das Weihrauchland Barbaria (Berbera im Somaliland) und schildert Ceylon, das griechische Taprobane, den gemeinsamen Weltmarkt der Völker zwischen Ostafrika und China. Für die Entwicklung des Handels war Justinians Regierung nicht gerade nach jeder Richtung die idealste Periode, da seine vielen Kriege und seine überreiche Bautätigkeit

die Bevölkerung mit Steuern überlastete, dadurch daß er den Handel mit bedeutenden Ein- und Ausfuhrzöllen belegte und durch Monopolisierung vieler Waren, besonders der Seidenfabrikation, den freien Handel und dessen frühere Verdienstmöglichkeit schädigte. Immerhin bedeutet auch seine Regierung einen Höhepunkt in der Geschichte des byzantinischen Handels. Mit der Einführung der Seidenzucht befreite er das Reich von dem verteuernden und durch die fortgesetzten Kriege unsicheren, oft unterbrochenen persischen Zwischenhandel, und auch die Eroberung Italiens begünstigte die Ausdehnung des Handels nach dem Westen. Die seidenen Gewänder, die in den kaiserlichen Fabriken hergestellt wurden, gingen in Massen nach Italien, in das fränkische Reich und zu den Slawen. Später, im 12. Jahrhundert, vernichtete der Normanne Roger[1]) das Monopol der byzantinischen Seidenindustrie durch die Eroberung von Theben und Korinth und durch die Wegführung der Seidenarbeiter nach Palermo. Eine große Rolle spielte der Handel mit Innerasien und China. Byzanz war mit China durch zwei große Handelsstraßen verbunden: die eine führte über Indien, die andere durch das alte Sogdiana. Von Ceylon wurden die Waren entweder durch das Rote Meer und den Nilkanal nach Alexandrien gebracht oder durch den Persischen Golf den Euphrat aufwärts und mit Karawane nach Antiochia und Trapezunt. Der nördliche Landweg führte durch Sogdiana nach Samarkand und Buchara, bis wohin die chinesischen Kaufleute kamen. Von hier aus führte ein Handelsweg über das Kaspische Meer und durch das Araxestal nach Trapezunt und ein anderer nördlich des Kaspischen und Asowschen Meeres nach Cherson, von wo der Handel den Dnjepr aufwärts nach Kiew und Nowgorod betrieben wurde. Auch die Beziehungen zu den Türken, deren Anfang

[1]) Roth, a. a. O. S. 127 f.

in die Zeit Justinians II. fällt, brachten den fernen Osten Byzanz näher. Syrische Missionare stellten dann weiter eine Verbindung zwischen China und Byzanz her.

Der Hauptmittelpunkt allen Handels und der Weltumschlagsplatz war lange Zeit Konstantinopel. Hier liefen alle Fäden und aller Reichtum zusammen. Kein Wunder, daß der Aufrechterhaltung dieses enormen Außenhandels alle Fürsorge und aller Schutz zugewendet wurde, und daß gerade dieser auch in der Politik eine große Rolle spielte. Manche Nachgiebigkeit und Tributzahlung geschah ihm zu Nutzen, und in allen Friedensschlüssen mit Persern und Arabern wurde vor allem für die Sicherung des Handels und für Offenhaltung der Märkte gesorgt. Griechen und Perser tauschten ihre Waren auf den Märkten Armeniens und an der syrischen Grenze, während die Hauptmärkte des Schwarzmeerhandels Cherson und Trapezunt waren. Die arabische Invasion hatte wohl dem Reiche die reichsten Provinzen, Ägypten und Syrien, genommen. Um so intensiver entwickelten sich nun Handel und Industrie in den übriggebliebenen Landesteilen. Theben und Korinth blühten durch ihre Seidenweberei, Patras lieferte herrlich gestickte Purpurgewänder, feine Wollgewebe, „feiner als das Gewebe der Spinne", prachtvoll gemusterte Teppiche, das reiche Thessalonich, die zweite Hauptstadt des Reiches, an der via Egnatia gelegen, die Konstantinopel mit der Adria und dem Westen verband, sah auf seiner Demetriusmesse Griechen, Slawen, Italiener, Franzosen, Spanier und Mohammedaner, und neben diesen Städten blühten durch ihren Handel Dyrrhachium, Korfu, Vonitza, Koron, Nauplia, Athen, Chalkis, Abydos, Rodosto, Adrianopel und andere. Goldschmiedekunst, Emaille-, Elfenbein- und Glastechnik schufen wahre Kunstwerke, die ihren Weg auch nach dem Westen fanden. Mit der Zeit hob sich auch wieder der Handel mit Ägypten

und Syrien, wo Alexandrien, Damaskus und Aleppo die Hauptmärkte waren. Als dann aber auch Kleinasien an die Türken verlorengegangen war, wurde alles Augenmerk auf den Schwarzmeerhandel gelegt. Er mußte Ersatz bieten für die überall ausgefallenen Einnahmen und für die Verproviantierung Konstantinopels. Eifersüchtig sah deshalb die byzantinische Regierung vor allem auf den Besitz von Cherson, und sie bot alle diplomatische Kunst auf, um mit den dortigen Völkern, namentlich den Chasaren, auf gutem Fuße zu leben und so wenigstens diese Einnahmequelle, oft die einzige, die dem Reiche noch floß, und die zuletzt allein sein Dasein noch fristete, nicht versiegen zu lassen. So kamen auf die mehrmals im Jahre stattfindenden Märkte von Trapezunt auch Kaufleute aus dem Norden, um ihre Produkte gegen die Indiens, Ceylons und Chinas zu tauschen. Karin-Erzerum war im 11. Jahrhundert ein Haupttauschmarkt, wie überhaupt Armenien einen blühenden Zwischenhandel sah. Wie griechische Kaufleute nach Kiew und dem nördlichen Nowgorod kamen, so suchten auch russische Konstantinopel auf, wo sie außerhalb der Stadt, in der Vorstadt St. Mamas, Quartier nehmen mußten. Denn wie in Byzanz alles streng und genau geregelt war, so sorgten die Gesetze auch dafür, daß Fremde nicht zu lange in der Hauptstadt verweilten und gar durch ausgiebige Spionage eine Gefahr für Staat und Stadt bildeten. Namentlich auf die Araber hatte man in dieser Beziehung ein scharfes Auge. Solange der Handel blühte, waren die Reichseinnahmen ganz gewaltig. So betrugen diese im 9. Jahrhundert aus Konstantinopel allein 8 300 000 Goldsolidi, das sind 450 Millionen Mark, und die Gesamtsumme berechnete man auf 650 Millionen Goldsolidi.

Eine große Rolle in der byzantinischen Handelswelt spielten die italienischen Republiken Venedig, Genua, Pisa

und Amalfi. Italiener machten sich schon im 11. Jahrhundert in Konstantinopel ansässig. So der Amalfitaner Pantaleone, an den die von ihm gestifteten Bronzetüren byzantinischer Herkunft am Dom von Amalfi und an der Kirche S. Paolo fuori le muri in Rom erinnern. Die Unterstützung, die sie dem Byzantinischen Reiche so vielfach mit ihren Flotten leihen mußten, brachte sie sehr bald in den Genuß verschiedener Privilegien und Zollerleichterungen, wie sie ja auch in der Hauptstadt ihre eigenen Quartiere und Landeplätze hatten. An der Spitze der Meistbegünstigten stand Venedig. Während die nicht begünstigten Gesellschaften 10 Prozent vom Warenwert zu entrichten hatten, mußten Genua und Pisa 4 Prozent zahlen, Venedig war steuerfrei. Sein Handel mit der Levante ist schon sehr alt. Schon an Karls des Großen Hof hatten Venezianer mit byzantinischen Prachtgewändern gehandelt. Alexios Komnenos hatte ihnen für ihre Kriegshilfe ein besonderes Areal in Konstantinopel zugewiesen, wo sie sich in großer Menge niederließen. Infolge der neuen Verträge konnten sie im ganzen Reiche kaufen und verkaufen, ohne Zölle und Hafengelder entrichten zu müssen. Eifersüchtig auf deren bevorzugte Stellung suchten nun auch Genuesen und Pisaner Handelsvergünstigungen zu erlangen. Das Streben Venedigs nach immer weiterer Entwicklung seines Handels im Osten und der Venezianer hochmütiges Auftreten führte zuletzt zu verschiedenen schweren Konflikten mit Byzanz. Johannes Komnenos verweigerte ihnen infolgedessen die alten Privilegien. Die Folge war ein Seekrieg, in dem Venedig die Jonischen Inseln okkupierte. Aber seine völlige Machtlosigkeit zur See zwang den Kaiser, nachzugeben und die alten Privilegien wieder zu bestätigen. Manuel Komnenos fand wieder Venedigs Hilfe gegen den Normannen Roger. Die Venezianer erhielten neue Vorrechte und konnten als Burgesio

sogar dem byzantinischen Staatsorganismus einverleibt werden und als solche frei in Konstantinopel wohnen. Dieses Vorrecht führte aber zu großer Erbitterung bei den Griechen. Manuel spielte nun die Genuesen gegen die Venezianer aus, und 1170 kam es zu offenem Bruch. Alle Venezianer im Reiche wurden gefangengesetzt und ihre Güter konfisziert. Aber wieder mußte der Kaiser wegen Mangels einer tüchtigen Flotte nachgeben und eine hohe Sühnesumme zahlen. Bei den Griechen wuchs die Erbitterung gegen die lateinerfreundliche Regierung immer mehr, und unter Andronikos Komnenos[1]) kam es 1182 zu einer lateinischen Vesper. Aber das Haus der Angeli[2]) mußte wieder lateinerfreundlich einlenken. Endlich, im vierten Kreuzzug, erreichte Venedig das Ziel, das es schon längst in seine Politik eingesetzt hatte, Konstantinopel selbst zu nehmen und sich an seine Stelle zu setzen. So entglitt seit dem 12. Jahrhundert den Byzantinern der Handel im Mittelmeer, seit dem 13. Jahrhundert auch der im Ägäischen Meer. Der vierte Kreuzzug mit seinen politischen Folgen hatte die Blüte des byzantinischen Handels geknickt. Dieser selbst sah sich nur mehr auf die Küstenschiffahrt beschränkt. Der Großlevantehandel war in italienischen Händen. Das Paläologenreich war zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken. Erst später traten die griechischen Kaufleute wieder in den Vordergrund. Es blieb dem griechischen Handel zunächst nur noch das Schwarze Meer übrig, und aus dieser Lage konnte Trapezunt Nutzen ziehen, wohin ja auch nach Konstantinopels Fall (1204) Griechen in Massen gekommen waren. Wohl suchte Vatatzes[3]) mit seiner neu erbauten Flotte das Ägäische Meer wiederzugewinnen, wohl konnte später der Admiral Paläologos Chios und Rhodos zurückerobern, doch diese Anstrengungen

[1]) Roth, a. a. O. S. 137.
[2]) Roth, a. a. O. S. 138.
[3]) Roth, a. a. O. S. 148.

waren nicht mehr von durchschlagendem Erfolg, der allgemeine ökonomische Niedergang des Reiches war nicht mehr abzuwenden. Hatten die Mongoleneinfälle, die sich über Asien und Rußland bis Ungarn erstreckten, doch auch den nordischen Handel unterbunden. Im Schwarzen Meere hatte sich nun aber auch Genua festgesetzt, und ein Versuch des Kaisers Kantakuzenos[1]), sich von deren Handelsvormundschaft freizumachen, endete mit dem Siege der Genuesen 1352 und mit der Wiederherstellung aller ihrer bisherigen Handelsvorrechte. Nach dem indischen und chinesischen Osten hatte endlich die allgemeine Unsicherheit allen Handel unterbunden. Diesen eröffnete erst wieder die Entdeckung des Seewegs um Afrika, aber nicht mehr für die Byzantiner. Der jugendfrische, unternehmungslustige Westen hatte jetzt den ökonomischen Sieg über Byzanz davongetragen. Byzanz, zu sehr an seiner Tradition hängend, in kurzsichtiger Weise in sich verschlossen, hatte den neugeborenen Zeitgeist zu fassen nicht mehr oder vielleicht noch nicht die Fähigkeit. Trotz mancher guten Ansätze war es aus einer gewissen Enge seines Geistes noch nicht herausgewachsen, und die furchtbaren, fortgesetzten Schläge, die es an der äußersten Ostmark als Schutzmauer des Westens hinzunehmen hatte, mußten die letzte Lebenskraft nehmen. So hatte es dieses Reich versäumt, bei der Neugestaltung aller Verhältnisse auch sich einen Platz an der Sonne zu sichern. Es mußte, ökonomisch kraftlos geworden, die Wellen über sich zusammenschlagen lassen.

g) Rechtspflege: Der historische Zusammenhang sowie der organische Bau des Byzantinischen Reiches übten ihre Rückwirkungen auch auf die Ausbildung und Ausübung des Rechtes. Durch Jahrhunderte lebte in Byzanz das römische Recht weiter, wie es Justinian in seinen großen Sammlungen[2])

[1]) Roth, a. a. O. S. 158.
[2]) Roth, a. a. O. S. 23.

kodifizierte. Bald zeigen aber immer wiederkehrende Verfügungen verschiedener Kaiser, daß Recht und Rechtspflege den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprach. Mit der fortschreitenden Gräzisierung und besonders in Kleinasien wurde der römische Geist des Rechtes immer weniger faßbar, man wich davon ab, da man ja nicht einmal die Sprache der Gesetzbücher mehr verstand; überall herrschte zuletzt nur ein schwankendes, unsicheres, schlecht kontrollierbares Gewohnheitsrecht, oder das Urteil blieb den speziellen Rechtsanschauungen des Richters vorbehalten. So fehlte die Grundbedingung für eine gerechte, allgemein befriedigende Rechtsprechung, die Einheitlichkeit. Schon im 7. Jahrhundert lag daher die Rechtspflege im argen. Dieser Unsicherheit steuerte der große Reformator Leon III., indem er in seiner 740 veröffentlichten Ekloga ein griechisches Rechtsbuch für den Volksgebrauch schuf, das die wichtigsten Gesetze enthielt. Trotz der Sammlungen Justinians und Leons III. bestanden jedoch immer noch Lücken, die weiterhin zu Ungerechtigkeiten führten, und vieles war veraltet. So ließ Kaiser Basileios I. 878—879 ein neues Rechtsbuch, sein Prochiron, erscheinen, dem als Neuausgabe 886 die Epanagoge folgte, in denen hauptsächlich das Zivilrecht, aber auch das Staatsrecht behandelt war. Damit war für das Reich ein populäres Rechtshandbuch geschaffen. Unterstützt von einer Reihe tüchtiger, unbescholtener Unterbeamten nahm Basileios, um eine Besserung der rechtlichen Verhältnisse herbeizuführen, auch jederzeit ohne Vermittler Klagen des Volkes entgegen und errichtete außerdem in Konstantinopel ein besonderes Bureau, bei dem die Provinzialen das Recht, das sie vor dem eigenen Richter nicht finden konnten, erneut suchen durften. Kaiser Leon VI., der Philosoph (886—911)[1]), faßte das gültige Recht noch einmal in seinen Basiliken zusammen, und Kon-

[1]) Roth, a. a. O. S. 78.

stantin Monomachos (1042—1054) schuf für wissenschaftliche Rechtspflege seine große Rechtsschule in Konstantinopel. Dieser nunmehr festgesetzte Rechtskodex blieb bis zum Ende des Reiches in Wirksamkeit und liegt auch dem Moldauischen 1816—1817 erschienenen Zivilgesetzbuche zugrunde, während auffälligerweise das Königreich Griechenland sich mehr an französisches Muster, den Code civile, anschloß.

Über die byzantinischen Justizbehörden sind wir im ganzen nicht genügend unterrichtet. Der Kaiser ist kraft seiner Autorität oberster Richter, letzte Instanz, vor den aber im allgemeinen letzten Endes nur besondere Fälle besonderer Klassen gebracht werden. Immerhin gab es aber auch Kaiser, die sich der Sache des gemeinen Mannes, der sich benachteiligt glaubte, annahmen, wie Basileios I., Leon III., Theophilos, und einige Kaiser der Komnenen- und Paläologenzeit. Dem Kaiser zur Seite stand ein hoher Gerichtshof, das Konsistorium, später *βασιλικὸν δικαστήριον* genannt, in dem neben wirklichen Richtern auch die Großwürdenträger des Reiches saßen. Ihm präsidierte der Kaiser oder in seiner Abwesenheit der Stadtpräfekt (Eparch), und seit dem 11. Jahrhundert der Drungarios der Leibwache. Die städtische Gerichtsbarkeit übten der Stadtpräfekt und der Quästor mit ihrem Unterpersonal von Assessoren und Advokaten und eine Reihe niederer Tribunale. Größere Veränderungen in der Organisation des Gerichtswesens finden im 11. Jahrhundert statt, die uns aber sehr ungenügend bekannt sind. In den Provinzen wurde die Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit bis zum 7. Jahrhundert durch die Zivilstatthalter und die von ihnen ernannten Richter geübt, geringere Fälle von kirchlichen oder militärischen Tribunalen. Mit der militärischen Organisation der Themen wurden die richterlichen Funktionen besonderen Beamten übertragen, und die städtische Gerichtsbarkeit verschwand fast ganz oder unterstand dem

betreffenden militärischen Kommandanten, dem Katepano (*κατεπάνω*).

h) Diplomatie: Trotz des ganzen, bis ins kleinste ausgebildeten Regierungsapparates und seiner Armee bedurfte das Byzantinische Reich bei der Überzahl von Feinden, die es auf allen Seiten umgaben und oft gleichzeitig in seiner Existenz bedrohten, noch einer anderen Waffe, die oft allein noch rettete, wenn fast nichts mehr zu retten war, seiner Diplomatie. Unleugbar war Byzanz darin Meisterin, Lehrmeisterin für die ganze abendländische Welt. Mit Intrigen und Drohungen, mit Gold und Mordstahl wußte diese zu wirken, wo seine Armeen versagten. Eine gutmütige Ehrlichkeit wäre auch höchst verfehlt gewesen gegen die damaligen Horden, die das Reich bedrohten, deren vornehmste Eigenschaften Hinterlist und Grausamkeit waren von den ersten Slawenscharen an bis herunter zu Robert Guiscard und Enriko Dandolo. Byzanz stand mitten unter Feinden, rings erhoben sich neue Reiche, alle voll von expansiven Ideen. Dagegen half keine Tugend. Selbst in den Zeiten größter politischer Schwäche beherrschte diese Diplomatie die Momente, die für die politische Machtverteilung von Wichtigkeit waren. Alles war immer eingestellt auf weltpolitische Gesichtspunkte. Man kannte in Byzanz genau die Schwäche und Stärke der umliegenden Staaten, welche Politik jedem gegenüber anzuwenden war, wie man Völker zu trennen und gegeneinander auszuspielen hatte, wie man Bündnisse zerschlug, und wo man Fürsten mit hochklingenden Titeln gefügig machen konnte. So hatte z. B. der Franke Chlodovech seine Stellung in der byzantinischen Beamtenhierarchie; er war Konsul und Patrizius. Auch sonst setzten die Merowinger hinter ihren Namen den Titel: Vir Illustris. Theodebert, Chlodovechs Enkel, wurde von Justinian adoptiert, und dieser spricht ihn in zwei Briefen als „Vater" an,

geradeso wie Childebert der Sohn des Kaisers Maurikios war. Auf diese Weise war die Zugehörigkeit Galliens zum Byzantinischen Reiche wenigstens theoretisch aufrechterhalten, wie ja nach byzantinischer Anschauung die fremden Könige nichts anderes waren als Statthalter ihrer Länder im Namen des Byzantinischen Kaisers. Ein reicher Briefwechsel Childeberts von Austrasien mit dem Hofe von Konstantinopel zeugt von der hohen Stellung, die der östliche Kaiser in den Augen der westlichen Welt einnahm. Das Auswärtige Amt in Konstantinopel konnte, durch zahlreiche Dolmetscher unterstützt, auch mit allen Völkern verkehren. Überall hatte es seine Augen. Fremde Gesandtschaften wurden genau überwacht und sorgfältig begleitet, damit sie keine das Reich schädigende Informationen einziehen könnten. In seinem Werke über die Verwaltung des Reiches hat Kaiser Konstantin VII. für seinen Sohn ein diplomatisches Lehrbuch geschrieben. Die eigentlichen Gesandtschaftsdienste versahen nur unbedingt ergebene, völlig geschmeidige Männer, die mit allen Mitteln zu arbeiten verstehen mußten. Denn wie oft setzten sie ihr Leben aufs Spiel bei Barbaren, denen schon die ersten Regeln allen Völkerrechtes unbekannt waren. Dieser Diplomatie mußte nicht zuletzt auch die Kirche dienen mit ihrer Propaganda, um das kaiserliche Ideal der Wiederherstellung der Grenzen des alten Römischen Reiches, die Einverleibung der Welt in die Reichsgrenzen, zu verwirklichen. Doch dazu reichte die innere Kraft schon lange nicht mehr aus. Auch hier führte ein zweckloser Imperialismus zum Zusammenbruch.

III. Gesellschaft und Zivilisation.

Konstantinopel war für das Mittelalter, wie für uns Spätere etwa die Kalifenstadt Baghdad, die Märchenstadt, von der alle träumten, die die ganze damalige Welt bis zum

weitesten Westen und bis in den höchsten Norden in ihren Bann zog. Byzanz, das Tsarigrad der Slawen, war gleichbedeutend mit überirdischem Glanze, mit Luxus und Pracht, wie sie menschliches Gehirn kaum auszudenken vermag, mit nicht zu erschöpfenden Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen. Es ist nicht leicht, in Kürze von dem Leben des byzantinischen Volkes in einem Zeitraume, der mehr als 1000 Jahre umfaßt, mit Epochen, die in sich wieder verschieden waren, einen Abriß zu geben. An der Grenze von Asien und Europa gelegen, machten sich hier die entgegengesetztesten Einflüsse neben Althergebrachtem geltend, östliche, westliche, nördliche. Die verschiedensten Rassen mischten sich hier, manche, wie die slawische und armenische, sehr stark hervortretend, so daß diese Gesellschaft ein kosmopolitisches Gepräge erhielt, das ganz besonders in der Hauptstadt in Erscheinung trat. Denn draußen in der Provinz finden wir wieder ein anderes Volk mit seinen besonderen Rasseneigentümlichkeiten, rauh und hart geworden in der Arbeit, die für die Existenz des Reiches und zumal der Hauptstadt zu leisten war, müde geworden in den Leiden, die das Volk im Laufe der Reichsgeschichte von Reichsgenossen und Fremden über sich hatte ergehen lassen müssen. Aber in der Hauptstadt, diesem Bosporusparis, da sitzt eine genießende Gesellschaft, die ihr Leben mit dem Raffinement alles Luxus und jeder Eleganz auszugestalten weiß, deren Lebenszweck sich abspielt zwischen Kaiserpalast, Sophienkirche und Hippodrom.

Tonangebend war für das ganze dortige Leben der Hof, der den schon von Rom ererbten Luxus in orientalischer Form noch erweiterte. Der ganze Glanz und die Macht des oströmischen Kaisertums trat natürlich zutage, wenn der Kaiser in der Öffentlichkeit auftrat, bei Prozessionen, Triumphzügen, beim Empfang von fremden Gesandten, bei

Hof- und Kirchenfestlichkeiten. Wenn er im Palaste zu Pferde gestiegen war, schlugen Tamboure ein und Trompeten und die silbernen Hörner der Buccinatores kündeten dem auf dem Augusteonplatze harrenden Volke sein Nahen. Dann erschien er auf goldgeschirrtem, weißem Rosse mit weißem Sattel, er selbst angetan mit drachenbestickten Seidenroben, dem Purpurmantel und den Kampagia, den Purpurschuhen, den ausschließlichen Abzeichen kaiserlicher Gewalt, auf dem Haupte das goldene, mit Perlen und kostbaren Edelsteinen besetzte Diadem, gefolgt von dem endlosen Zuge der Hofgesellschaft und der Palasttruppen, umjubelt von den stereotypen Akklamationen des Volkes. Welches Bild der Macht und Unnahbarkeit, wenn er in seinem Thronsaale fremde Gesandte empfing, er selbst auf dem Throne, der sich im Hintergrunde auf einer Estrade unter einer von vier Säulen getragenen Kuppel erhob, unbeweglich wie ein Marmorgötterbild, umgeben von der Pracht des goldstrahlenden Marmorsaales und dem Glanze der vielfarbigen Seidenroben der Kammerherren, Senatoren und Reichswürdenträger, während die Gesandten vor ihm auf dem Boden lagen und des Winkes harrten, sich zu erheben und ihres Auftrages sich zu entledigen. Märchenhafter Prunk und Luxus überall in den Wohnungen und Pavillons, die den kaiserlichen Palast ausmachen, der eine Stadt für sich bildet. Und die gleiche Überfülle an Pracht, die der Hof zeigt, spiegelt sich wider im Leben der Hofgesellschaft. Viele Vornehme besaßen zehn bis zwanzig Paläste, 1000—2000 Diener, und ihre Empfangsäle waren gefüllt mit Eunuchen und Parasiten aller Art, deren sie zur Stärkung ihrer Stellung bedurften. Gold, Silber und Elfenbein war in ihren Palästen an Türen, Decken und Möbeln reichlich verwendet, Marmor deckte die Wände, Mosaiken und kostbare Teppiche zierten die Fußböden. Orientalische Köche richteten die Mahl-

zeiten, die man an halbrunden Tischen einnahm, während Orgeln, Harfen und Pfeifen die Festteilnehmer ergötzten und auserlesene Parfüme die Luft erfüllten. Es wurde geschwelgt im Raffinement einer Überzivilisation. Man vergleiche nur die Erzählung des spanischen Juden Benjamin von Tudela, der Konstantinopel um 1170 besuchte, um einen Begriff von all dem Reichtum zu bekommen, der sich in Palästen und auf den Straßen breitmachte, oder was Villehardouin schreibt in seiner Conquête de Constantinople (c. 4): „Die Beute (im Jahre 1204) war so groß, daß man sie nicht zählen konnte, Gold, Silber, Edelsteine, goldene und silberne Gefäße, seidene Gewänder und Pelzwerk, und was es sonst Schönes auf Erden gibt." Und c. 26 nennt er Konstantinopel die „Fürstin aller Städte". Eine schwüle Luft in diesen Palästen, in den Theatern und Sommerfrischen am Bosporus und in Kleinasien. Alles Christentum vermochte die bedenklich gewordene Moralität nicht zu bessern; umsonst zieht ein Chrysostomos und andere gegen die um sich greifende Unzucht los. Wer Zeit hatte, und das waren die meisten, gab sich dem Vergnügen hin bei Zirkusspielen, Balletten, Akrobaten, Zauberkünstlern, auf den großen Jagden in der Nähe von Byzanz oder gegenüber in den Wäldern Kleinasiens, oder huldigte dem Reitsport und dem wahrscheinlich tatarischen Reitervölkern entlehnten Tzukan, einer Art Polospiel, das wahrscheinlich schon von Theodosios II. (408—450) eingeführt wurde, der in der Nähe seines Palastes einen eigenen Poloplatz (Tzukanisterion) hatte. Ein besonderes Ereignis für die Stadt war eine kaiserliche Prozession. Die Stadt geschmückt mit Blumen und Teppichen, die Straßen voll festlich gekleideter Menschen, die sich hinter den Spalier bildenden Parteien der Grünen und Blauen drängten und in deren Akklamationen einstimmten. Diese Parteien spielten im byzantinischen Leben eine große

Rolle. Ihre Entstehung ist noch in Dunkel gehüllt. Zum erstenmal werden sie unter Nero erwähnt. In Byzanz nehmen sie seit dem 5. Jahrhundert eine große politische Bedeutung an, und sehr wahrscheinlich hängen sie hier auch mit den verschiedenen im Osten herrschenden Religionsrichtungen zusammen. Der orthodoxe Kaiser Markianos wird von den Blauen, der monophysitische Anastasios I. von den Grünen unterstützt. Der Hippodrom sieht in seinem Inneren gar manchen Kampf der gegnerischen Parteien ausgefochten. Jeder Bürger gehört einer der Parteien an, die organisiert waren und ihre eigenen Beamten, die Demarchen, hatten. Durch sie kam der Volkswille oft brutal und blutig zum Ausdruck. Deshalb schloß sich auch der Kaiser in der Regel einer Partei an, die damit Regierungspartei war. Das gleiche Treiben wie in der Hauptstadt herrschte auch in den großen, reichen Provinzstädten; auch hier die gleichen Interessen an Schauspielern, Sängern, Ballettänzerinnen, Zirkusclowns und an den Kämpfen zwischen Menschen und wilden Tieren, die erst unter Anastasios I. abgeschafft wurden. Neben den vielen Reichen birgt die Hauptstadt aber auch eine Masse von Armen, die von überallher hier zusammenströmen, untätig die Straßen füllen und erwarten, daß der Kaiser sie ernähre. Das panem et circenses ertönt auch jetzt noch aus ihrem Munde. Abergläubisch, stets offenen Ohres für Prophezeiungen, jedem Aufwiegler gerne folgend, bedeuten sie eine stete Gefahr für Kaisertum und Reich. Trotz allen Glanzes aber bot das damalige Byzanz schon das gleiche Gesicht, das uns heute noch Konstantinopel zeigt. Neben Stadtvierteln mit Prachtbauten gab es selbst in der Zeit des glänzenden Komnenen Manuel auch Viertel, in denen der schrecklichste Schmutz starrte, in die keine Sonne drang, einzelne wahre Kloaken, in denen sich Tiere aller Art herumtrieben. Dazu waren die Straßen ohne alle Sicherheit, eine

polizeiliche Kontrolle war nicht möglich; hatte doch jeder Apache seinen hohen Beschützer, der ihn aus guten Gründen straflos zu halten wußte.

Und doch war Byzanz mit seiner Million Einwohner die größte und erste Stadt der Welt und bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts auch der Mittelpunkt aller Bildung der Welt. Vom weiten Westen sogar kamen hierher die Leute, um die griechische Sprache und Theologie zu studieren. Griechische Kirchen standen selbst in England und Irland, und griechische Bildung wurde dort eingeführt durch Theodor von Tarsus, den Abt von Canterbury, der in Athen studiert hatte und ein gründlicher Kenner der griechischen und lateinischen Literatur war, und durch den aus Afrika stammenden Abt Hadrian, der 669 an der englischen Küste landete. Beda war ein Schüler der Griechen. Griechische Schriftsteller studierte man im 7. Jahrhundert in Frankreich, und in Spanien knüpft sich die Kenntnis des Griechischen an den Namen des Isidor von Sevilla. Griechische Klöster gab es selbstverständlich in Italien und auch in Rom. In dem Maße, in dem aber im ganzen Reiche Reichtum und Luxus gediehen, wuchs auch die Auflösung der Sitten dieser in öder Bigotterie und einem krassen Aberglauben lebenden Bevölkerung. Verschiedene Konzilsakten sind eine reiche Fundgrube für die Beurteilung der immer tiefer sinkenden Moral. Im Volke selbst lebten trotz allen Christentums noch lange heidnische Gebräuche weiter. Man feierte noch die Kalenden, die Brumalien zu Ehren des Bacchus, die Rosalien und im 7. Jahrhundert noch die Feste zu Ehren des großen Pan. Bei der Weinlese wurde Dionysos immer noch angerufen, Häuser und Straßen wurden zur Zeit des Neumondes illuminiert, und die heidnische Sitte, über Sonnwendfeuer zu springen, kannte auch Byzanz. Erst das Konzil von 692 erließ ein strenges Verbot gegen all dieses heidnische Treiben;

aber noch im 9. Jahrhundert waren die Bewohner der Maina Heiden.

Ein gewisser Konservatismus bildete den Grundton des ganzen öffentlichen wie privaten Lebens in Byzanz; doch war er nicht starr und steif, und ganz und gar nicht alles uniformierend. Auch hier lehrten schwierige Zeitläufte sich den Forderungen des Tages anzupassen. Kein Jahrhundert gleicht völlig dem anderen. Im ganzen herrschte aber eine gewisse Tradition, namentlich in geistiger Beziehung. Die trennende Linie, die das alte Griechentum im Bewußtsein seiner geistigen Kraft zwischen sich und dem Barbarentum zog, lebte in Byzanz, mußte in seiner Umgebung weiter leben. Und diese Anschauung beherrschte das ganze geistige Leben und die Erziehung. Die Erziehung der guten Gesellschaft war in Byzanz immer noch altgriechisch. Sie war genau geregelt und umfaßte die Kenntnis der hl. Schriften und das Studium des klassischen Altertums, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, auch noch Musik und Mathematik. Im 6. Jahrhundert waren die Hochschulen von Konstantinopel und Gaza und die Rechtsschule von Berytos berühmt, und die Neuorganisationen der hauptstädtischen Magnaurahochschule im 9. Jahrhundert und die der Rechtsschule im 11. Jahrhundert übten einen nachhaltigen Einfluß auf das Bildungswesen. Man hielt also auch in geistiger Beziehung am Erbe Roms und Hellas' fest. Gebildet sein hieß neben theologischem Wissen Kenntnis der alten Literatur besitzen. Und diese war weitverbreitet. Eine solche Kluft zwischen den einzelnen Volksschichten wie im Westen, wo lange Zeit die Bildung meist nur in den Händen der Kleriker war, gab es in Byzanz nicht. Hier gab es mehr gebildete Laien als Kleriker. War der Laie doch selbst in theologischen Fragen aller Art zu Hause, die oft größeres Interesse in Anspruch nahmen, als für das Heil des Staates gut war. Saßen doch

Laien sogar auf dem Patriarchenstuhl. Aus dieser geistigen Überlegenheit entsprang die Überhebung, mit der die byzantinische Welt auf die sie umgebende barbarische herabsah, von der sie sich zu ihrem Schaden abschloß. Dieser vornehme Stolz barg in sich den Keim der später zutage tretenden Rückständigkeit, der dem Reiche gerade in politischer Beziehung zum Schaden gereichte und zum Untergange führte.

B) Die Kirche.

Als Konstantin der Große die christliche Kirche als Staatskirche anerkannte, hatte sich diese durch die schon zum Teil vollzogene Ausbildung einer Hierarchie bereits zu einer gewissen Macht herangebildet. Aus den einfachen Verhältnissen des Urchristentums hatten sich im Laufe des 2. und 3. Jahrhunderts die Ränge der Bischöfe, Erzbischöfe, Metropoliten und Patriarchen entwickelt und Diözesanversammlungen und Provinzialkonzilien repräsentierten die äußere kirchliche Macht. Die staatliche Anerkennung förderte dann die der weltlichen nachgebildete hierarchische Entwicklung noch mehr, und im Zusammenhang mit dieser machte sich schon sehr bald, dem anfänglich in der Urkirche herrschenden demokratischen Zuge untreu, unter den einzelnen höchsten Kirchenfürsten ein gegenseitiges Rangablaufen und ein Herrschaftsbedürfnis geltend, das an sich schon den Keim der Trennung in sich trug. Rom, Karthago, Konstantinopel, Antiochia stritten sich um den Vorrang, und bald traten dazu die dogmatischen Meinungsverschiedenheiten, die letzten Endes nationaler Eigenart entsprangen und die östliche Kirche bald ihrer Eigenart beraubten. Schon sehr früh standen sich in den Städten Arianismus und Orthodoxie in heißem Kampfe gegenüber, und der Streit zwischen Alexandrien und Antiochia wegen der Wahl des Athanasius zum Bischof von

Alexandrien (328) war nichts anderes als eine Äußerung des alten nationalen Gegensatzes zwischen Ägypten und Syrien. Rom hatte dabei bereits eine über den Parteien stehende Sonderstellung eingenommen. Die politische Lage des westlichen Reiches hatte dem Bischof von Rom eine weit größere Möglichkeit gegeben, sich seine Unabhängigkeit zu wahren und seinen Machtbereich zu vergrößern, als das z. B. bei dem Bischof und späteren Patriarchen von Konstantinopel bei der Nähe des Kaisers, der selbst mit einem halbpontifikalen Charakter ausgestattet war, möglich war. Der Anspruch der Suprematie über Alexandrien und Antiochia, den der neue Bischof von Konstantinopel für sich wieder in Anspruch nahm, führte ebenfalls zu Kämpfen, die erst das Konzil von Chalkedon (451) zugunsten Konstantinopels entschied, ohne daß damit die Gegnerschaft, namentlich Alexandriens, gegen Konstantinopel aufhörte. Dieser Gegensatz lebte in Ägypten und Syrien immer wieder auf und erleichterte später die Fortschritte der arabischen Eroberung. Auch suchte Rom fortgesetzt im Osten seine kirchliche Vormachtstellung durchzusetzen, namentlich seit dem Konzil von Chalkedon, aus dem die päpstliche Stellung bedeutend gehoben hervorging. Dabei zwang die politische Lage die byzantinischen Kaiser so oft, Roms Ansprüchen nachzugeben. Immerhin ließen verschiedene Kaiser seit der Einverleibung Italiens in das Reich durch Justinian auch die Päpste wiederholt ihre Macht fühlen. Zudem saß als Gegengewicht zu Rom ein selbständiger Erzbischof in Ravenna, dessen Unabhängigkeit von Rom Kaiser Constans II. verfügt hatte.

Mit ihrer offiziellen Anerkennung und ihrer Einfügung in den Staatskörper erwuchs der Kirche sofort die Lösung zweier Probleme, eines politischen, die Stellung der Kirche zum Staat betreffend, und eines theologischen, die Entscheidung der Streitfragen über die Beziehungen Christi, des

Sohnes, zum Vater. Die politische Frage wurde von den ersten Kaisern selbst gelöst durch die Vereinigung der Kirche mit dem imperium, wodurch die Kirche in Abhängigkeit von diesem geriet. Alles, auch das rein Kirchliche, sollte im kaiserlichen Absolutismus konzentriert sein. Zur Erfüllung dieser namentlich von Constantius durchgeführten Idee mußte in der Kirche vor allem völlige Einheitlichkeit herrschen. So mußte also erst die zweite Frage, die rein kirchlich-dogmatischer Art war, gelöst, der Kirche die Einheit gegeben werden, die durch das Schisma des Arius gestört war. Die starke Neigung des Orientalen zum Räsonnement, die der Westländer in religiösen Fragen weniger kennt, fand an der Frage von der Trinität und der Natur Christi einen sehr dankbaren Stoff. Das Konzil von Nikäa (325) hatte das homo-usion, die Wesensgleichheit des Vaters und Sohnes, als Dogma angenommen. Kaiser Constantius selbst entschied sich für die Formel des homoi-usion, der Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, und glaubte so eine Vermittlung gefunden zu haben zwischen der Lehre des Athanasius (homousios „wesensgleich") und der des Arius (heterusios „wesensverschieden"). Bei dem Widerstande des Athanasius, der in der Kirche eine mächtige Stelle einnahm, mußte jede Hoffnung auf einen Ausgleich aufgegeben werden. Theodosius der Große (379—395), der die Vereinigung der Kirche mit dem imperium vollendete, bekannte sich offiziell in seinem Edikte von 380 zum Athanasianismus, und die Konzile von Konstantinopel und Aquileja (381) schufen für die ganze Kirche einen Glauben. Bei seiner Neigung für die Behandlung metaphysischer Fragen verfiel der Osten aber in eine weitere Reihe christologischer Kontroversen. Ein neues Problem, wie die zwei Naturen, die menschliche und göttliche, in Christus vereinigt seien, führte je nach Betonung der mehr göttlichen oder menschlichen Seite zu zwei ent-

gegengesetzten Anschauungen. Zwei Schulen trennten sich von der streng orthodoxen Kirche, die des Nestorius, Bischofs von Konstantinopel, der die Existenz zweier Naturen in Christus annahm — der geistige Vater dieser Lehre war eigentlich Theodoros von Mopsueste —, und die des Eutyches, die auf Apollinaris von Laodikea zurückgeht. Die Nestorianische Häresie, gegen die sich namentlich Kyrill von Alexandrien wendete, wurde auf dem Konzil von Ephesus (431) verworfen. Einer der heftigsten Gegner war Eutyches, der nur eine Natur in Christus anerkannte und so den Monophysitismus schuf. Die offizielle Kirche mußte eine Lösung finden, die beide Parteien versöhnen konnte. Diese fand Papst Leon, der Christus als eine Persönlichkeit erklärte, aber mit zwei Naturen. Diese Formel wurde auch von dem Konzil von Chalkedon (451) angenommen. Aber weder Nestorianer noch Eutychianer fügten sich derselben, so daß die Kaiser Markianos und Leon I. das Chalkedonense mit Gewalt durchführen mußten, was namentlich in Ägypten zu schweren religiösen Kämpfen führte. Die Häresien erhielten sich weiter, die Nestorianer namentlich in den östlichen Reichsteilen, der Eutychianismus in Ägypten, Palästina und Armenien. Die religiösen Fragen griffen in das politische Gebiet über, und in dem Streite des Basiliskos mit Zenon (474—491)[1]) bedeutete des letzteren Zurückführung einen Triumph der Orthodoxie. Die Ruhe wiederherzustellen, ließ Kaiser Zenon durch den Patriarchen Akakios das Henotikon verfassen. Ohne den Standpunkt des Chalkedonense zu verlassen, suchte man auch dem Monophysitismus gerecht zu werden, eine halbe Maßregel, die nur neuen Streit zwischen der westlichen und östlichen Kirche schuf. Die Kämpfe dauerten weiter, bis durch Justinian (527—565) das Chalkedonense und damit die orthodoxe Anschauung die Oberhand

[1]) Roth, a. a. O. S. 17.

behielt, wenn auch die Häresien weiter fortbestanden. Justinians Bemühungen, die Monophysiten zu gewinnen und dadurch die kirchlich beiseitestehenden Provinzen wieder enger an das Reich zu schließen, blieben erfolglos, ja man verlor darüber im Westen kirchlich Afrika, Norditalien und Istrien. Und in Afrika erklärte man sich offen gegen die Bevormundung des Kaisers, der ja wie kein anderer Kaiser tatsächlich Theologie machte, durch seine Edikte den gültigen Glauben vorschrieb und so recht eigentlich den Cäsaropapismus verkörperte. Der afrikanische Bischof Facundus schied scharf zwischen geistlicher und fürstlicher Macht und setzte die Grenzen zwischen Staat und Kirche fest. Der Westen rückte schon von dem Osten ab und der Gegensatz zwischen Rom und Konstantinopel begann schon sehr heftige Formen anzunehmen, seit Papst Gregor I. (590—604) gegen die Annahme des Titels „Ökumenischer Patriarch", den sich in Konstantinopel Johannes „der Faster" (582—595) beigelegt hatte, als eine unberechtigte Anmaßung auftrat. Freilich viel wichtiger war es für die byzantinische Reichskirche, die haßerfüllten Ägypter und Syrer zu gewinnen, die beide beim Einfall der Perser (612) schon völlig unzuverlässig waren. Daher suchte Herakleios (610—641), als eben eine neue Frage, ob Christus einen oder zwei Willen habe, die Kirche bewegte, eine Einigung herbeizuführen und die vielen Häretiker wieder an die orthodoxe Kirche anzuschließen durch die neue Lehre des Monotheletismus, die einen in Christus liegenden Willen annahm. Es gelang auch, eine diesbezügliche Entschließung durchzusetzen und so eine Basis für die Anhänger des Chalkedonense wie für die Monophysiten zu gewinnen. In Ägypten wendete man sich wieder der Reichskirche zu, mit Armenien brachte er eine Union zustande, und auch Syrien schien er zu gewinnen. Aber der Erfolg scheiterte zuletzt an dem Widerstande des palästinen-

sischen Mönches Sophronios, eines großen Dialektikers, der in seiner Epistola synodica die monotheletische Lehre, die ja nur einer politischen Frage dienen sollte, als mit der Orthodoxie unvereinbar erklärte. Als Antwort darauf erfolgte die vom Patriarchen Sergios verfaßte, von Herakleios 638 veröffentlichte Ekthesis, der die monotheletische Lehre zugrunde lag. Aber nicht nur des Sophronios Schüler Stephan wendete sich mit aller Schärfe gegen diese, auch Papst Johannes IV. (seit 640) verdammte sie. Ebenso wurde sie von Afrika aus bekämpft, wo der Mönch Maximus den Papst Theodor gegen den monotheletischen Patriarchen von Konstantinopel, Paul, scharfmachte, so daß dieser gegen Paul die Exkommunikation aussprach. Darauf antwortete Kaiser Konstantinos III. mit einem neuen Edikt, dem Typos (648), der den ganzen Streit der Vergessenheit anheimgab und die vorherigen Verhältnisse wiederherstellte, ohne damit allerdings bei Rom Gegenliebe zu finden. Ekthesis wie Typos ließ Papst Martin auf einem Lateranischen Konzil (649) verdammen. Freilich mußte der hartnäckige Papst seinen Widerstand mit Verbannung und schweren Mißhandlungen büßen. Er starb 655 in Cherson in der Gefangenschaft. Sein Nachfolger Vitalian beugte sich dem Typos. Der letzte Zweck des Typos lag natürlich auch in rein politischen Erwägungen begründet, Italien und Afrika enger an das Reich zu schließen und sodann mohammedanischem Vordringen im Westen einen kompakten Widerstand entgegensetzen zu können. Da trat unter Konstantinos IV. Pogonatos (668—685) ein völliger Umschwung ein. Ägypten und Syrien waren in die Hände des Islams gefallen, und nun suchte man wieder die Gunst des Westens zu gewinnen. Deshalb wurden auch auf einem Konzil in Konstantinopel alle strittigen Fragen in römischem Sinne entschieden. Rom wurde dadurch in kirchlichen Dingen wieder Führerin. So in einer weiteren Frage, ob der Heilige

Geist allein vom Vater ausgehe, wie die östliche Kirche annahm, oder auch vom Sohne. Das Konzil von Toledo (653) hatte festgesetzt, daß er in gleicher Weise vom Vater und Sohn ausgehe. Für einige Zeit hatte auch die östliche Kirche das lateinische „filioque" angenommen, bis später Photios diese Lehre, die bei den vielen Unionsversuchen Byzantinischer Kaiser immer wieder ihre Rolle spielen mußte, während seines Patriarchates (877—886) als rein äußerlichen Grund nahm, die östliche Kirche von der Abhängigkeit von Rom zu befreien (vgl. S. 73). Diese dogmatischen Kämpfe mußten natürlich schädigend auf das ganze staatliche Leben zurückwirken, indem das Reich, dem an sich die einigende Idee gemeinsamer Nationalität fehlte, nun auch der Einheit des religiösen Bandes ermangelte. So begrüßten die Häretiker in Syrien und Ägypten die Araber als Befreier von der gehaßten byzantinischen Fessel. Die Nestorianer wurden geradezu zu Reichsfeinden, flohen auf persisches Gebiet und reizten die Perser zu fortgesetzten Angriffen auf das Reich. Die Eutychianische Lehre hatte wieder Annahme in Armenien gefunden und so auch hier das Band der Zugehörigkeit gelöst.

Berührten diese Fragen die ganze christliche Kirche, so wurde die östliche speziell noch durch eigene innere Streitfragen erschüttert. Ein Charakterzug der östlichen Kirche war die geradezu kritiklose Verehrung der zahllosen Heiligen und Märtyrer, ein Nachgeben gegen den nun einmal im Volke wurzelnden Polytheismus und dessen Anhänglichkeit an die alten Lokalgottheiten. Der so entstehende Bilderdienst artete in den krassesten Aberglauben aus. Glaubte man doch, die Bilder seien vom Himmel selbst herabgestiegen und nicht von Menschenhand gemacht. Als Reaktion gegen diese einer reinen Religionsanschauung widersprechenden Auswüchse wendete sich unter jüdischem und mohammedanischem Einfluß

die große ikonoklastische Bewegung. In dem Vorgehen der ikonoklastischen Kaiser, besonders Leons III. (717—740) und Konstantins V. (740—775), darf man keineswegs den Geist eines schon damals herrschenden Rationalismus sehen, als vielmehr den Gegensatz des ernsteren orientalischen Geistes zu dem lebenbejahenden, jugend- und bilderfrohen griechischen Denken. Ganz und gar nicht dürfte man aber aus der Gegnerschaft dieser Kaiser gegen den Bilderdienst auf einen Mangel derselben an Kunstverständnis schließen. Gerade diese Männer waren nichts weniger als Puritaner. Konstantinos war ein Freund der Kunst und Musik, und des Kaisers Theophilos Streben war es, seine Hauptstadt an Pracht durch Baghdad nicht übertreffen zu lassen. Nein, diese Gegnerschaft gegen Marienkultus und Reliquienverehrung, gegen die von der Kirche gelehrte Vermittlungstätigkeit der Heiligen ruht ganz ursprünglich in der orientalischen Auffassung und ist dogmatisch absolut nichts Neues, sondern schon mit all den alten Kontroversen verknüpft. Das Verbot, Christus bildlich darzustellen, war von jeher eine Forderung der Monophysiten. Sicher haben bei dem endgültigen Vorgehen gegen die Bilderverehrung jüdische und arabische Einflüsse mitgewirkt. Soll doch Leon III. in nahen geistigen Beziehungen zum Kalifen Yezid gestanden haben, und allgemein nannte man ihn den Arabophilen (*σαρακηνόφρων*), den „mit arabischen Ideen Getränkten" (*Ἀραβικῷ φρονήματι κρατυνόμενος*). Stärker aber als alle anderen waren die Berührungspunkte mit der Lehre der Paulikianer (vgl. S. 71), die ja gerade in Kommagene, der Gegend, aus der auch Leon III. stammte, ihren Hauptsitz hatten. Vorübergehend wurde der Bilderdienst durch die Kaiserin Irene [1]) 787 wiederhergestellt. Allein mit Leon V., dem Armenier (813—820), lebte die ikonoklastische Lehre, die in der Armee, namentlich

[1]) Roth, a. a. O. S. 64.

in Kleinasien, eine kräftige Vertretung hatte, wieder auf, kennzeichnet sich aber durch ein stärkeres Vorwiegen der dogmatischen Seite und durch geringere Heftigkeit der Verfolgungen. Ein Hauptstütze fand Leon an dem bei der Orthodoxie verhaßten Johannes Grammatikos, der 814 ein Werk gegen den Bilderdienst verfaßte, während der Patriarch Nikephoros und der Hauptgegner Theodoros, Abt von Studion, ihren Widerstand mit Verlust des Patriarchenstuhles und Verbannung büßen mußten[1]). Dieser Streit zog sogar den Westen in Mitleidenschaft. Die Bilderfreunde (Ikonodulen) setzten alle Hoffnung auf eine Intervention des Papstes. Kaiser Michael II. (820—829) suchte diesen für sich zu gewinnen und wendete sich zu diesem Zwecke an den fränkischen Kaiser Ludwig. Aber ein fränkisches Konzil zu Paris (825) billigte weder die extremen Anschauungen der Ikonoklasten noch die vom Konzil von Nikäa formulierte Lehre der Ikonodulen und berief sich auf die Entscheidung des Konzils von Frankfurt (794), das den Bilderdienst verbot, die Bilder aber als Kirchenschmuck gelten ließ. Die Frage verlief weiter im Sand. Sofort nach des Kaisers Theophilos Tod ließ seine Witwe Theodora durch ein Konzil (843) den Bilderdienst wiederherstellen, ein Ereignis, das am 11. März 843 mit großem Pompe gefeiert wurde. 120 Jahre hat dieser Kampf um einen reinen Monotheismus gewährt, aus dem zuletzt doch die alte bilderfreundliche Richtung siegreich hervorging.

Weiter führte der Einfluß fremder Religionen zur Ausbildung verschiedener Sekten, von denen die bedeutendsten die der Manichäer, der Paulikianer und Bogomilen waren. Die Lehre der Paulikianer, deren Gründer Manalis von Kommagene war, war eine Mischung von christlichen Anschauungen und des Manichäismus, eines persischen Gnostizis-

[1]) Roth, a. a. O. S. 70.

mus. Um 660 gründete Manalis seine neue Gemeinschaft in Cibossa in Armenien, und von hier aus verbreitete sich die Lehre rasch über Kleinasien. Die zahlreichen Verpflanzungen von Paulikianern im 8. Jahrhundert durch Konstantinos V., im 10. Jahrhundert durch Johannes Tzimiskes nach Thrazien brachten die Lehre auch zu den Bulgaren, von wo sie sich weiter westwärts nach Europa ausdehnte. Eine Abart des Paulikianismus war die Lehre der Bogomilen, deren Gründer ein Mönch Basilios war, und die der Athinganer[1]), die namentlich in Phrygien verbreitet war.

Das Bedenkliche an all den dogmatischen Streitigkeiten, deren Spitzfindigkeiten doch nur wenigen Auserlesenen, keineswegs aber der Masse des Volkes verständlich waren, war der Umstand, daß man bei dem stark im Volke wurzelnden religiösen Sinne dieses leicht unter dem Deckmantel der gefährdeten Religion für politische Zwecke mißbrauchen konnte. Politische Anschauung kleidete sich ja hier, wie noch heute im Orient, in die religiöse Form. Deshalb machte sich der Gegensatz zwischen Osten und Westen auch in dem zähen, politisch völlig unklugen, weil das Reich isolierenden Widerstand gegen alle Unionsversuche geltend, so daß die Anschauung ganz populär geworden war, sich lieber den Türken auszuliefern, mit denen man ja schon lange zusammengelebt hatte, und denen gegenüber man eine gewisse Toleranz zeigte, als mit den Lateinern in engere, vom Geist der Zeit geforderte Beziehungen zu treten.

Zu diesen zersetzenden, rein kirchlich-dogmatischen Fragen kam außerdem noch der mehr oder weniger latent auftretende Gegensatz zwischen Kaiser und Patriarch, der Kampf gegen das Grundprinzip der von Konstantin geschaffenen Staatskirche, gegen die Suprematie des Kaisers über diese,

[1]) Man hat mit diesem Namen auch das Wort „Zigeuner" in Zusammenhang gebracht; im Neugriechischen *ἀθίγγανος*.

der seinen Höhepunkt in der Agitation der Mönche des Klosters Studion, voran des Theodor von Studion, fand, die die weittragendsten Folgen hatte auch in den Beziehungen Konstantinopels zu Rom. Theodors Kampf um die Unabhängigkeit der Kirche von kaiserlicher Bevormundung, sein Kampf gegen das nur dem Kaiser ergebene Laientum auf dem Patriarchenstuhl machte ihn zum Parteigänger Roms. Darin ging er so weit, daß er Verrat an der eigenen Kirche übte und für die Suprematie Roms mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters eintrat. Noch während seiner Verbannung in Smyrna verlangte er von Kaiser Michael II., die ikonoklastische Frage dem Papste zur Entscheidung vorzulegen. Mit seiner Theorie von der Suprematie Roms kämpfte er bereits ohne alle Maske. Sein Verlangen war in Byzanz unerhört, ein Schlag gegen die Souveränität der eigenen Kirche. Die Ignatiusaffäre brachte den Stein ins Rollen. Die Palastrevolution, die den Sturz der Kaiserin Theodora[1]) herbeiführte, wirkte auch auf die kirchliche Lage zurück. Der Patriarch Ignatios[2]), der einstige Prinz Niketas, Sohn des Kaisers Michael I., der seit 847 auf dem Patriarchenstuhl saß, ein Mann, der seit dem 14. Lebensjahre ganz im Mönchsleben und in dessen Ideen aufgewachsen war, war dem mächtigen Regenten Bardas, dem er die Kommunion verweigert hatte, zum Opfer gefallen, und Photios, der Laie, der in der ganzen Stadt geschätzte, anziehende Philosophieprofessor, der feine Gelehrte und Weltmann, war sein Nachfolger geworden. Das entfachte den Sturm von neuem. Die Verbindung, in der Papst Nikolaus I., ein Mann voll Bewußtseins von der Berechtigung des päpstlichen Primates, mit Theodor von Studion und Ignatios stand, ließ ihn hoffen, aus dem Streit in Konstantinopel die Gelegenheit

[1]) Roth, a. a. O. S. 71.
[2]) Roth, a. a. O. S. 70.

ziehen zu dürfen, auch dem Osten gegenüber seine Forderungen in den Vordergrund rücken zu können, und er verlangte kraft der Suprematie Roms für sich die Entscheidung in der Besetzung des Patriarchenstuhles in Konstantinopel. Aber in Photios fand er einen ebenso kenntnisreichen wie energischen Gegner. Der Streit wurde noch vergrößert durch die zwischen beiden Kirchen wegen der Zugehörigkeit der jungen bulgarischen Kirche[1]) bestehenden Rivalität. Auf einem Konzil (867) ließ Photios das Anathema gegen Nikolaus aussprechen. Der Bruch mit Rom war vollzogen. In dem an sich kirchlich wie dogmatisch unbedeutenden Streit war der ganze nationale Gegensatz zwischen Griechen- und Lateinertum, der erstmals schon im 7. Jahrhundert auf einer Synode von 692 festzustellen ist, zum Ausdruck gekommen, der eben seinen Austrag auf theologischem Gebiete fand. Der Patriarch Michael Kerularios (vgl. S. 23) hat dann das Band noch völlig zerrissen. Trotzdem versäumte das Papsttum auch weiterhin keine Gelegenheit, eine Vereinigung beider Kirchen herbeizuführen, was der Römische Stuhl bald mit Gewalt durch Ausnützung der griechenfeindlichen Mächte des Westens (Robert Guiscard, Kreuzfahrer, Heinrich VI., Venedig, Karl von Anjou), bald auf friedlichem Wege in politischen Notlagen des Byzantinischen Reiches zu erreichen suchte. Das Ziel schien durch den Ausgang des vierten Kreuzzuges (1204) erreicht. Der Erfolg war nur scheinbar. Denn die lateinische Okkupation, die schon 1261 ihr Ende genommen hatte, war tatsächlich der letzte Akt der kirchenpolitisch unvermeidlichen Auseinandersetzung Roms mit Byzanz. Immerhin behielten die Päpste auch weiterhin ihre aggressive Politik gegen Byzanz bei, bis die Türkengefahr wieder den Boden für eine friedliche Unionspolitik ebnete, deren Resultat die Unionen von Lyon (1254)

[1]) Roth, a. a. O. S. 71.

und Florenz (1439) waren. Gerade letztere war aber in ihrer Wirkung bedeutungslos, da kurz danach Konstantinopel in die Hände der Türken fiel, abgesehen davon, daß alle offiziellen Unionsversuche scheitern mußten an dem streng konservativen Sinn des griechischen Volkes und des größten Teiles des Klerus, die beide jeden kirchlichen Anschluß an Rom zurückwiesen.

Nicht vergessen werden darf die hohe Einwirkung der byzantinischen Kirche auf die ganze östliche Welt. Dadurch war sie geradezu ein Machtmittel in der Hand der byzantinischen Regierung, indem sie durch die Bekehrung der Barbarenvölker diese ihrem Kulturkreise und der politischen Einflußsphäre des Staates gewann. Die Christianisierung barbarischer Völker vom russischen und chasarischen Norden bis zum arabisch-äthiopischen Süden war daher eine Hauptsorge der Byzantinischen Kaiser. So geriet der größte Teil der slawischen Welt unter byzantinischen Kultureinfluß. Kirche und Kunst trägt daher dort bis auf den heutigen Tag den byzantinischen Stempel, und nach dem Falle des Reiches in türkische Hände (1453) betrachtete sich der größte slawische Staat, Rußland, das am mächtigsten byzantinischem Einflusse unterstand, in kirchlicher Beziehung als Erbe von Byzanz. Politisch suchte es diese Erbschaft erst später umzusetzen.

C) Die byzantinische Kunst.

Die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion bedeutet auch für die Entwicklung der Kunst einen gewissen Abschnitt. Die Kirche ist nun ein staatlich anerkanntes Institut wie jede andere Staatseinrichtung. Darin schon lag die Forderung einer weiteren hierarchischen Ausbildung, und hierin wieder das Bedürfnis, die neugewonnene Macht auch durch äußere Würde und Glanz aller Welt zum Ausdruck

zu bringen. Die Kirche als anerkannte Staatsinstitution verlangte nun ein Heraustreten aus sich, ein Auftreten nach außen. Das äußerte sich natürlich auch in Kunstübung und Kunstauffassung. Man hatte es bis jetzt vermieden, wohl unter dem Einflusse der dem Judentum innewohnenden Abneigung gegen Abbildungen, Darstellungen aus dem Märtyrertum und der hl. Geschichte zu geben. Die Versammlungsräume für christliche Übungen zeigten entweder ihre kahlen Ziegelwände, oder, soweit das Christentum auf griechisch-römischem Boden lebte, begegnet uns hier die den Privatgebäuden eigene, alexandrinisch-hellenistische Ausschmückung, geometrische Figuren, Rankenschmuck mit Vögeln und Tieren, ländliche und Jagdszenen, Genrebildchen und gar nicht selten Darstellungen selbst aus der antiken Mythologie, Psyche, Orpheus und andere; also alles in antiker Auffassung. An das neue, christliche Denken erinnern nur rein symbolische Darstellungen, Anker, Fisch, Taube und der gute Hirte. Der neue Glanz, der nun der Kirche geworden, brachte auch in die künstlerische Auffassung eine Änderung. Kirchen entstanden jetzt je nach Gegend in Basilikaform oder als Zentralbauten in runder und oktogoner Form, wie in Antiochia, oder in einer Vereinigung beider Typen, wie in der von Konstantin erbauten Grabeskirche in Jerusalem. Die kahlen Wände bedecken sich nun mit farbigen Marmorplatten, mit Mosaiken auf blauem und goldenem Grund und die goldgeschmückten Decken werden von Säulen mit kunstvoll gearbeiteten Kapitälen getragen. Der Bann des Widerstandes gegen bildliche Darstellungen wird gebrochen, seit die großen Väter, wie der hl. Basileios, Gregor von Nyssa und der hl. Nilos, in Darstellungen aus der hl. Geschichte ein erzieherisches Element für die des Lesens unkundige Menge erkannt haben. Jetzt erscheinen Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligen an

Wänden und Decken. Der einfache „gute Hirte" der Katakomben wird jetzt zum Christus triumphans, in kaiserlichem Prachtgewand von goldenem Throne aus die Welt regierend, inmitten eines wirklichen Hofstaates von Engeln, Aposteln, Propheten und Heiligen, alles jetzt der Ausdruck des Selbst- und Machtbewußtseins der ecclesia victrix. Aber diese Kirche hat ihren eigenen Stil. Die künstlerische Darstellung bekommt trotz einzelner regionaler Verschiedenheiten etwas Uniformes, den einzelnen heiligen Persönlichkeiten entsprechen feststehende Typen. Die kirchliche Ikonographie erhält den Stempel des Offiziellen, an dem die freie Phantasie wenig rühren darf. Wie das staatliche Gesicht des oströmischen Reiches die Färbung des Orients erhält, so auch die Kunst. Auch die byzantinische Kunst zeigt sich als das Produkt dreier Elemente, des Hellenismus, Orients und Christentums. Den Untergrund bildet die klassische Tradition, wie sie die hellenistische Richtung der tonangebenden Hauptzentren, Antiochia, Alexandrien und Ephesus, gab. Sie erweiternd und beeinflussend kam die unter den Sassaniden ganz eigen und reizvoll originell sich umbildende Kunst Assyriens und Persiens hinzu, wie sie von Babylon, Seleukia, Ktesiphon und später von Baghdad über Syrien, Ägypten und Kleinasien sich ergoß, hier Gewölbe und Kuppel bringend[1]), den Reiz der Vielfarbigkeit in Innen- und Außendekoration, die Vorliebe für den Luxus im Material, die zarte Kunst der Emailletechnik und in der Malerei den monumentalen Stil, den Ausdruck der dem Orient eigenen Glorifizierung autokratischer Macht. Neue Ideen schlingen hier einen Bund mit hellenistischer Antike und Christentum. Der Orient gibt,

[1]) Eine bedeutende Rolle, bedeutender noch für unsere westländische Architektur, spielte hierbei Armenien. Hat sich doch der Kuppelbau von Armenien über das Mittelmeer nach dem europäischen Westen verbreitet und ist damit der direkte Vorfahr des romanischen Kirchenbaustiles in Europa geworden, wie das Strzygowski in seinem zweibändigen Werke: Die Baukunst der Armenier und Europa, schlagend nachgewiesen hat.

nicht Rom, wie solange geglaubt wurde, und wie es noch verfochten wird. Unmöglich ist diese Kunst nur die provinziale Äußerung einer römischen Reichskunst, sie ist eine neue Kunst, in der, wie in den Äußerungen allen byzantinischen Lebens, Griechentum und Orient sich mischen, bald friedlich sich durchdringend, bald kämpfend einander entgegentretend, je nach Zeit und Ort, nicht zuletzt auch unter dem Einflusse der verschiedenen Herrscherdynastien, die, bald den westlichen, bald den östlichen Reichsteilen entstammend, auch ihre künstlerischen Ideen aus ihrer Heimat nach Byzanz verpflanzen und sie in der offiziellen Kunst zum Ausdrucke bringen. Auch Konstantinopel gibt; auch die Hauptstadt, als Sammelpunkt der verschiedensten Geistesrichtungen an der Grenze der griechisch-orientalischen Welt gelegen, beginnt allmählich mitbestimmend auf die Kunstrichtung einzuwirken; auch sie, die Weltstadt, die Zentrale aller Bildung, muß geben, muß auch in der Kunst geben. Mit der Hagia Sophia hat sie zuerst für die kirchliche Architektur die Grundformel geschaffen.

Auch in der Kunst steht als tonangebend und richtunggebend Syrien an der Spitze, dieses hervorragende Handels- und Industriegebiet, dessen Beziehungen sich von Frankreich bis China erstreckten. Hier, wo aller Reichtum zusammenfloß, war so recht der Platz, auf dem eine blühende Kultur und Zivilisation erwachsen konnte, mit alten Traditionen sich der Geist des Hellenismus mischte und die Handelsbeziehungen zu dem nahen und ferneren Osten befruchtende Anregungen aus den Kulturgebieten Mesopotamiens und Persiens brachten, ohne jedoch das Eigene, Nationale zu überschatten und ihm die Selbständigkeit zu nehmen. Wo in berühmten Hochschulen, wie Antiochia, Edessa, Berytos, Nisibis, Gaza, damalige Wissenschaft eine Pflege fand, da mußte auch inmitten einer reich gewordenen,

intelligenten Bevölkerung ein trefflicher Boden für die Entwicklung einer bedeutenden Kunst sein, die bestimmend auch über die Landesgrenzen hinauswirkte. Und so steht hier an der Spitze schaffend und gebend Antiochia, „die schöne", „die große". Hier auf syrisch-palästinensischem Gebiete errichteten Konstantin und Helena ihre kirchlichen Bauten, in Jerusalem die Basilika des hl. Grabes, die Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg, die Basilika der Geburt in Bethlehem, die der Verkündigung in Nazareth. In Antiochia baute Konstantin (331) die große „goldene Kirche", einen Oktogonalbau, und auf eine schöne Basilika des 4. Jahrhunderts geht auch die große Moschee in Damaskus zurück. Bald wurde aber auch Syrien Kriegsgebiet, und die seit dem 7. Jahrhundert einsetzenden persischen und arabischen Invasionen gaben diese Kunst dem Verfalle preis. Die meisten syrischen Kirchen erscheinen noch in der Form der drei- und auch mehrschiffigen Basilika mit einer oder mehreren Apsiden, die seit dem 6. Jahrhundert meist aus dem Gebäude hervortreten; aber in Konstruktion, Material und Dekoration zeigen sich bereits unterscheidende, charakteristische Merkmale, die zwei viereckigen Türme, die den Narthex, die schmale Vorhalle der Kirche, nach außen abschließen mit der eine offene Loggia bildenden Terrasse darüber und der hohen zum Eingang führenden Treppe, im Inneren die leicht geführten Säulenarkaden und die mit zahlreichen elegant gebauten Fenstern durchbrochenen Mauern. Überall das Streben nach Abwechselung, überall Eleganz im Stil, in Arbeit, Proportion und Dekoration, eine Mischung von Klassizität und orientalischer Kunstübung. Neben den Basiliken erscheint auch der Zentralbau in runder oder polygonaler Form, dann die Verbindung von Basilika und Zentralbau, oft in Kreuzform um letzteren angeordnet. Ein Hauptproblem war hierbei zu lösen in der Verwendung und Aus-

bildung der schon in ihren Anfängen den Assyrern bekannten und auch in der persischen Kunst verwendeten Kuppel[1]). Der allgemeine Luxus macht sich auch in der Erfindung neuer dekorativer Motive geltend, die von klassischer Tradition völlig abweichen und auf persischen Einfluß zurückgehen, einer Kleinarbeit in Blüten, Rosetten, Sternen und Kreuzen, Blättern und Ranken, die wie feinste Stickerei Wände, Kapitäle, Türen und Fenster umziehen, wechselnd mit geometrischen Motiven und phantastischen Tierfiguren, wie Pfauen, Löwen, Hirschen, Greifen, die sich alle um ein zentrales Motiv gruppieren. Hier siegt der sassanidische Orient mit seinem bunten, nach Effekt haschendem Reichtum über die ruhige, streng regelmäßige Linienführung der klassischen Kunst. Ein Bild dieser Kunstübung gibt der 47 Meter lange Mauerfries des östlich des Jordans in Ruinen liegenden Wüstenschlosses Mschatta, der sich jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin befindet. Von Persien aus über Mesopotamien war diese syrische Kunst beeinflußt worden, und sie gab ihrerseits wieder ihre neuen Motive der werdenden byzantinischen Kunst, wie sie uns schon in der Skulpturornamentik der Hagia Sophia, im gleichzeitigen Kleinkunstwerk, in Elfenbeinarbeiten, in Diptychen und in der Miniatur begegnen. Tonangebend tritt Syrien auch in der Ikonographie auf. Auch hier hat Byzanz sein Vorbild in syrischen Evangeliarien und in den Mosaiken Palästinas. Und dieser östliche Einfluß (Iran-Armenien) hat in der Architektur des romanischen Stils sogar den Westen Europas ergriffen. Der hellenistischen Kunstauffassung entgegengesetzt hat diese syrisch-mesopotamische Kunstrichtung einen starken Einfluß auf die Entwicklung der byzantinischen Kunst geübt. Selbst-

[1]) Armenische Kunst hat sich hierbei als Vermittlerin zwischen Iran, der Antike und Byzanz gewissermaßen eine Weltstellung errungen, indem sie die Schöpferin der wichtigsten Art des Kuppelbaues und einer darauf fußenden großzügigen Entwicklung wurde (Strzygowski).

verständlich blieb auch Ägypten nicht ohne Rückwirkung auf Byzanz. Neben dem Hellenismus, der seinen Hauptsitz in Alexandrien hatte, der glänzenden Handelsstadt mit ihren Beziehungen bis Indien, Ceylon und China, dem berühmten Mittelpunkt griechischer Zivilisation, Wissenschaft und Kunst, hatte sich hier unter dem Einflusse des nach altnationalem Geiste und Empfinden sich entwickelnden Christentums eine nationale Kunst, die koptische, entwickelt, und auch aus diesen beiden Quellen bereicherte sich Byzanz. Dem Osten entnahm es die Vorliebe für bunte Ausschmückung mit Marmor, Mosaiken, Metallplatten, von Alexandrien lernte es die Leichtigkeit in der Bearbeitung des Basreliefs und der Stuckarbeiten, die Eleganz in der Behandlung idyllischer, ländlicher Szenen, des Rankenwerkes mit seinen Vögeln, der Fruchtkörbe und Blumen, der Tier- und Menschenfiguren, die Technik der Perspektive und den Sinn für realistische Behandlung, wie er sich so deutlich in den ägyptischen Porträts, wie sie in Fajum gefunden wurden, kundgibt. Dem Osten gehört der monumentale Stil an, der die leichte hellenistische Auffassung zurückzudrängen beginnt und sich auch in Ägypten in der einheimischen Kunstrichtung zur Geltung bringt. Er erscheint nicht nur in der Darstellung alttestamentlicher Personen und der verschiedenen Heiligen, sondern auch in der Buchillustration, z. B. in der Topographie des Kosmas Indikopleustes, während z. B. der illustrierte Wiener Dioskorides noch ganz hellenistischen Geist zeigt. Überall ein Vordringen orientalischer Geschmacksrichtung, die allmählich die plastische Darstellung verdrängt und reiche Ornamentierung an ihre Stelle setzt. Als dritte Einflußsphäre, aus der sich die byzantinische Kunst nährte, wäre noch Kleinasien zu nennen, auch ein durchaus selbständiges Gebiet, im Westen mit den hellenistischen, reichen Städten Milet, Smyrna, Ephesus, Magnesia, Philadelphia

durch bedeutende alte Karawanenstraßen mit dem näheren und ferneren Osten verbunden, das richtige Sammelbecken für die künstlerischen Richtungen der Mittelmeerkultur und des Orients. Hier ist die Heimat des Isidor von Milet und des Anthemios von Tralles, der Erbauer der Hagia Sophia, des Modells für alle spätere byzantinische Architektur. Hier tritt als herrschender Typ in der Architektur der kreisrunde oder polygonale Zentralbau mit der Kuppel auf neben der alten hellenistischen Basilika und der mit Kuppel. Im 6. Jahrhundert hat der Rundbau auch schon seinen Weg nach Konstantinopel gefunden und erscheint in der Kirche des hl. Sergios und Bacchos und weiter im Westen in Ravenna in dem berühmten Oktogon von San Vitale. Überall neben der alten Form neue Kombinationen, überall Mischung des Hellenismus mit orientalischen Elementen.

Alexandrien und Hellenismus, Kleinasien und Syrien-Mesopotamien-Persien, das sind die Quellbäche, aus denen die neue byzantinisch-romäische Kunst herauswuchs. Das erscheint dem nicht fremd, der weiß, daß Alexandriner und Syrer das Mittelmeer beherrschten und mit ihren Waren auch geistigen und künstlerischen Austausch förderten, selbst nach dem fernen Westen hin. Denn diese Orientalen kamen nach Rom und Ravenna, nach Marseille, Narbonne, Bordeaux, Lyon, Orleans, Paris und selbst nach Trier, wo sie einflußreiche Kolonien bildeten. Mit ihren Brokat- und Seidenstoffen, mit ihren Gold- und Elfenbeinarbeiten, mit ihrer Email- und keramischen Technik, mit ihren illustrierten Manuskripten brachten sie auch ihre künstlerischen Ideen mit. Unsere Museen zeugen heute noch von dieser kulturellen Einwirkung. In Diokletians Palast bei Salona nähert sich orientalische Architektur zum erstenmal dem Westen; in Ravenna gewinnt syrische Kunst unter Theodosios' des Großen Tochter, Galla Placidia, eine neue Etappe. Und so

macht sich orientalische Kunstauffassung breit auch im übrigen Italien, in Nordafrika und im weiteren Westen. In Konstantinopel bildet sich eine neue Kunst aus, bald entlehnend, bald aber auch abweisend, wenn etwas nicht dem Charakter der Zeitanschauung entspricht. Rassengegensätze wirken hier mit, wie die Einflüsse, die von den ethnisch verschieden gearteten Dynastien ausgehen, und die gerade im geistigen Leben ihre Auswirkung finden. Eine Hauptetappe in der Entwicklung der byzantinischen Kunst bildet die Zeit Justinians, die in Architektur wie Dekoration in der Hagia Sophia den für Byzanz charakteristischen Typ schafft. An Stelle der alten von Konstantin erbauten, 532 beim Nikaaufstand niedergebrannten Basilika erhebt sich in fünfjähriger Bauperiode unter den Händen der kleinasiatischen Meister Isidor und Anthemios der neue, mit unerhörter Pracht und den kostbarsten Materialien der Welt ausgestattete Bau, so daß Justinian vom Ambo unter der großen Kuppel aus mit Recht sein: „Salomon, ich habe dich besiegt" dem staunenden Volke zurufen konnte. Heute freilich bietet das Kunstwerk nicht mehr den glänzenden Anblick wie ehedem. Die Außenbauten, das Atrium, die Säulenhallen, die herrliche Marmorfontäne sind verschwunden und die nackten Backsteinmauern mit ihren entstellenden Anbauten enttäuschen den modernen Beschauer. Das Hauptgewicht byzantinischer Kunstübung lag auch hier, wie überhaupt damals, mehr auf der Innendekoration, die den Effekt bis in die kleinsten Details zu steigern suchte. Man hatte die klassische Tradition verlassen; überall herrscht nun die Farbe, in den luxuriösen, vergoldeten Kapitälen bald in korinthischer, bald in kubischer Form mit Aufsatz darüber, bald beide Formen vereinend, in den buntfarbigen Säulen, in den marmorbekleideten Wänden, in den Fußböden, wo Jaspis, Alabaster, Porphyr und Serpentin in geschmackvoll nuan-

cierter Kombination wechseln, in den Mosaiken, die den Glanz des Inneren erhöhen; dazu der reiche Blatt- und Blumenrankenschmuck, der, orientalischer Technik entlehnt, wie Stickerei wirkt, alles auf blauem, silbernem und goldenem Grund, orientalischer Geschmack, der die hellen Grundfarben der alexandrinischen Malerei zu verdrängen beginnt. Und all die Farbe und Pracht des Elfenbeins und Silbers, der kostbaren Steine und des Marmors wird gehoben durch das starke Licht, das durch die 40 Fenster der großen Kuppel in den heiligen Raum der Sophienkirche flutet. Durch die Hagia Sophia ist der Kuppelbau die neue Bauform in der byzantinischen Architektur geworden. Es erscheinen von nun ab vier Type, die alte hellenistische Basilika, der kreisrunde oder oktogonale Bau mit der Kuppel, die bald auf den Mauern ruht, bald sich auf Säulen im Inneren stützt, aus beiden hervorgehend die Basilika mit der Kuppel und als deren erweiterte Abart die Form nach dem griechischen Kreuz, in der sich über Haupt- und Nebenbauten Kuppeln erheben, die angewendet wurde in der von der Kaiserin Theodora 536 begonnenen Apostelkirche in Konstantinopel, die nach der türkischem Eroberung der Moschee Mahomets II. Platz machen mußte. Gleiche Pracht und Kunst zeigten auch die Profanbauten Justinians, von dessen übergewaltiger Bautätigkeit die Hochebenen Algeriens ebenso zeugen, wie Ägypten und die Sinaihalbinsel, wie Kleinasien und das Donaugebiet, ganz besonders natürlich die Hauptstadt. Hier erinnern an ihn der Augusteonsplatz, die Bäder des Zeuxippos, der kaiserliche Palast mit dem Wunderbau der Chalke, die kolossalen säulengeschmückten Zisternen, die von ihm restaurierten Thermen des Arkadius, sein Aquädukt mit doppelter Arkadenetage. An der neuen Kunst hatte das ganze Reich teil; kaiserliche Architekten arbeiten in kaiserlichem Auftrage auch in der Provinz und werden so ton-

angebend für die betreffende Gegend. Ja wir finden sie auch außerhalb der Reichsgrenzen tätig. Soll Justinian doch seine Baumeister auch dem Perserschah Chosroes zur Verfügung gestellt haben, um in Ktesiphon sassanidische Paläste nach byzantinischem Muster zu bauen. Das politische Übergewicht des Reiches kommt auch seiner Kunst zugute. Überall die gleiche Kunstübung, wie wir sie noch in Saloniki, in Parenzo in Istrien, in Ravenna (San Vitale, Sant' Apollinare Nuovo, Sant' Apollinare in Classe), in Afrika (Sfax, Mahedia, Kairwan), in Alexandrien und Fajum, in Jerusalem (Omarmoschee) und in Trnovo in Bulgarien erkennen können.

Eine Neuerung in dieser byzantinischen Kunst ist das Zurücktreten der der Antike so recht eigenen Freude an der Skulptur, das Aufkommen der rein bildlichen Darstellung, und zwar in der Form des Mosaiks. Mehr als die Freskenmalerei entspricht diese Art mit dem glänzenden Material, verwendet auf blauem und goldenem Grund, der herrschenden Geschmacksrichtung nach Luxus, wenn auch selbstverständlich die Art der Technik den Figuren die Frische und Freiheit nimmt, die die Malerei zu geben vermag, so daß der Kunst etwas Steifes, Feierliches, ruhig Majestätisches innewohnt. Aber es war der Geschmack einer Zeit, in der die Kirche und ihre Anschauungen tonangebend waren. Nur für die Entfernung berechnet, wirken sie trotz aller Härte in der allgemeinen Harmonie des Ganzen. Von solchen Mosaikbildern des 6. Jahrhunderts ist uns eine ziemlich große Anzahl erhalten, die bedeutendsten in Ravenna in Sant' Apollinare Nuovo und in San Vitale, wo sich noch alte Tradition mit neuer Richtung mischt. Hier die Opferung Isaaks, der bartlose Christus auf der Weltkugel, thronend zwischen Engeln und Heiligen, dann die beiden 547 hergestellten Bilder Justinians und Theodoras inmitten ihres Hofstaates. Trotz

aller konventionellen Monotonie liegt doch in den Figuren noch etwas Individuelles. Selbstverständlich fand das Mosaik seine Verwendung auch in der profanen Kunst, wie ja nach Prokop Justinian namentlich im Vestibül der Chalke seine Siege in Afrika und Italien darstellen ließ. Auch als Schmuck des Fußbodens diente das Mosaik, und hier kann sich der freudige Realismus alexandrinisch-helleniſtischer Kunstübung ausleben. Beispiele dafür das heute im Louvre befindliche große Mosaik von Kabr-Hiram bei Tyrus mit seinen Jagd- und ländlichen Szenen zwischen Blätter- und Blumenranken, dann das bekannte Mosaik von Madaba, eine Karte von Palästina darstellend, mit Schiffen, Bergen, Städten und Bäumen. Und der gleiche Realismus zeigt sich auch in den wenigen erhaltenen Porträts, die denen von Fajum ähnlich sind. Dieser Richtung gehören die Porträts des hl. Sergios und Bacchos im Museum der geistlichen Akademie in Kiew an. Die aus Ägypten stammende enkaustische Malerei wurde auch in Byzanz weiter gepflegt. Nirgends konnte sich aber byzantinische Kunstübung freier und uneingeengter geben als in der Buchillustration. Hier band kein Dogma, kein kirchlicher Zwang, wie in der offiziellen Kunst, hier konnte sich der Volkswitz geben nach eigenem Ermessen und Können, und so ist auch die Buchillustration so recht das Gebiet, die Entwicklung der byzantinischen Kunst verfolgen zu können. In ihr kommen die Zeitströmungen mit ihren Einflüssen ganz zum Ausdruck. Und an Illustrationen ist eine große Anzahl auf uns gekommen, profane und kirchliche. In der profanen Illustration ist selbstverständlich die alexandrinische Richtung noch vorherrschend, wie im illustrierten Kalender von 354, in der Ilias der Ambrosiana und im Vergil der Vaticana, wie auch im Wiener Dioskorides, der aber schon die byzantinische Übung der Anwendung von Gold und lebhafteren Farben zeigt. Eine

Mischung zwischen alexandrinischem und orientalischem Stil zeigen die Illustrationen des Kosmas Indikopleustes. Auch in der religiösen Miniatur herrscht anfangs noch die Freude am Genrehaften vor. Nichts erinnert noch an das Kirchlich-feierliche. Der religiöse Stoff erscheint im Gewande hellenistischer Auffassung, die idyllische Landschaft herrscht vor, die allegorische Darstellung, griechisch sind die Personen in Gesicht und Haltung, griechisch die ganze Technik, wie in der wahrscheinlich aus Nordsyrien oder Kappadokien (so Strzygowski) stammenden Wiener Genesis des 5. Jahrhunderts und in der Josuarolle der Vaticana des 5. oder 6. Jahrhunderts. Dagegen zeigt sich schon die syrisch-palästinensische Auffassung im Syrischen Evangeliar der Laurentiana in Florenz, ausgeführt von einem Mönch Rabula im Kloster Zagba in Mesopotamien, im Evangeliar von Etschmiadsin, im Evangeliar von Rossano, in dem Christus schon im orientalischen Typ erscheint und das für die Illustration des 11. und 12. Jahrhunderts vorbildlich wirkt. So bewahrt die Miniatur des 6. Jahrhunderts, obwohl sich auch hier schon die neue, orientalische Richtung geltend macht, der ja die große, offizielle Kunst mehr und mehr anheimfällt, doch im ganzen noch die hellenische Tradition, so daß an diese Periode die spätere byzantinische Renaissance des 10. Jahrhunderts sich anzuschließen vermag. Am meisten leidet unter dem neuen Geiste die Skulptur. Die antike Freude an der plastischen Darstellung geht der Zeit mehr und mehr verloren, und mit ihr verschwindet auch die Technik. Wohl lebt ja die Bildhauerkunst noch weiter; wir hören von Kaiser- und Feldherrnstatuen — bekannt ist die Reiterstatue Justinians auf hoher Bronzesäule auf dem Augusteonsplatz, die noch im 15. Jahrhundert existierte —, wir kennen eine Reihe von Reliefs und wissen, daß die Bildhauerkunst noch im 8. Jahrhundert geübt wurde — die letzterwähnte Kaiser-

statue ist die Konstantins VI. —, aber die Kunst wird matt, wie im Ambon von Saloniki, heute im Museum von Konstantinopel; sie ist in starkem Niedergang begriffen. Man sieht, unter orientalischem, wohl auch kirchlichem Einfluß verliert sich das Verständnis; an Stelle des Interesses für Darstellung des Körpers tritt das für Farbe. Der Künstler verlernt seine Kunst, die sich nur noch auf das Relief beschränkt. Hier wird noch in den Elfenbeinarbeiten wirklich Tüchtiges geleistet, sowohl in technischer Beziehung wie in einer gewissen Freiheit der Auffassung. Griechische Eleganz zeigen verschiedene Konsulardiptychen, so das von Monza, Stilicho und seine Frau darstellend, und das des Probianus in Berlin. Wirklich bedeutende Stücke sind die Kassette von Brescia aus dem 5. Jahrhundert und der Engel im Britischen Museum. Aber auch in diesen Elfenbeinarbeiten, deren Technik ja schon lange im Orient geübt wird, stehen Werken von rein klassischer Tradition Arbeiten rein orientalischer Auffassung gegenüber. Unter syrisch-persischem Einfluß bildet sich die hellenistische Richtung um; in Bewegung und Haltung und in der Anordnung erinnern die Figuren schon an assyrisch-persische Ausführung. Die gleiche Richtung läßt sich auch in den Erzeugnissen der Goldschmiedekunst und Emailtechnik beobachten, die beide dem Bedürfnis der Zeit nach Luxus in weitgehendem Maße entgegenkamen und ihre Hauptfabrikationszentren in Syrien hatten. Ebenso macht sich diese auch in der Textilkunst geltend. Zeigen ältere Gewebe noch antike Tradition, mythologische und ländliche Szenen in noch einfachen Farben, so macht sich seit dem 6. Jahrhundert auch hier die Freude an Farbe, Glanz und Reichtum geltend; der orientalische Einfluß zeigt sich in den anders gearteten Motiven und namentlich in der Anordnung der Figuren, besonders in deren symmetrischer Gegenüberstellung. Die sassanidische Kunst beherrscht hier

den Westen. Jagd- und Reitszenen, die phantastischen Tiere, geflügelte Pferde, Greife, sind sassanidischen Ursprungs. Symmetrische Anordnung wird jetzt sogar in religiösen Szenen Regel. In dieser Zeit beginnen sich endlich unter syrisch-palästinensischem Einfluß auch die Typen der einzelnen heiligen Personen zu fixieren, Christus, die hl. Jungfrau, Propheten, Apostel und Engel. In dieser Zwangsjacke einer unveränderlich feststehenden Form zeigt sich die Schwäche der offiziellen byzantinischen Kunst, wenn man auch von einer eisigen Erstarrung nicht reden darf. Denn das 10. und 11. und das 14. Jahrhundert lassen doch noch trotz aller Treue am Althergebrachten einen gewissen Wechsel in Motiven und Komposition erkennen.

Diesem Höhepunkt der Justinianischen Epoche folgte bald der Rückschlag. Bedingt war er durch die oft mehr als verzweifelte politische Lage des Reiches. Justinians Imperialismus hatte die Kräfte des Reiches finanziell weit überspannt, und die Invasionen von Awaren, Slawen, Persern sowie fortgesetzte schwere innere Erschütterungen waren künstlerischer Tätigkeit nichts weniger als günstig. Die schöpferischen Reichsteile, Syrien, Palästina, Ägypten, waren dem Reiche verlorengegangen, Kleinasien wurde furchtbar verwüstet, nichts blieb übrig als die Hauptstadt, die zudem Kaiser Herakleios auch noch verlassen wollte. Überall eine Erschöpfung aller Kräfte. Unter vortretendem mönchischen Einfluß drohte die byzantinische Kunstentwicklung wirklich in völliger Monotonie zu ersterben. Da erstand dem Reiche eine neue Dynastie, die von der syrischen Grenze stammte. Ikonoklastische d. h. bilderfeindliche Kaiser heißen sie in der Geschichte. Sie waren Gegner der Heiligenbilder, aber nicht kunstfeindlich. Gewiß, die semitische Abneigung gegen bildliche Darstellungen zu Kultzwecken verdichtete sich im 8. Jahrhundert mit dem Auftreten der neuen Dynastie zu

der sogenannten ikonoklastischen Bewegung gegen die dem frohen Griechentum so recht eigene Bilderverehrung, damit sollte aber die Kunsttätigkeit an sich nicht ausgeschaltet sein. Im Gegenteil, die ikonoklastischen Kaiser waren Freunde der Freude und des Luxus und sehr eifrige Bauherren, wie Konstantinos V. und Theophilos. Aber man griff zurück zur alten Kunstübung und setzte an Stelle der steif gewordenen kirchlichen Kunst auch in Kirchen den alten Schmuck mit Bäumen, Vögeln, Tieren, Jagdstücken und Zirkusszenen. Daneben machte sich namentlich in der Bautätigkeit des Kaisers Theophilos der Einfluß von Baghdad stark geltend. Harun al Raschid und Mamun sollten übertroffen werden in einer Reihe seiner Palastbauten, deren Ausschmückung orientalischen Mustern entlehnt wird. So legte die ikonoklastische Periode mit ihrer Abkehr von der mönchischen, steiftraditionellen Kunstübung und ihrer Neubelebung der Antike in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Realismus den Grund zur Entwicklung einer weiteren Blüteperiode byzantinischer Kunst. Dabei übte diese ihren Einfluß weit über Italien hinaus bis in die fränkischen und germanischen Länder. Die kommerziellen und diplomatischen Beziehungen brachten hierher eine Reihe von Kunstgegenständen, byzantinische und orientalische Stoffe, Elfenbeinschnitzereien und Manuskripte, die beeinflussend auf dortige Technik und Geschmack wirken mußten, wie ja auch die Einwirkung byzantinisch-orientalischer Architektur im Dom zu Aachen sich nachweisen läßt. Die karolingische Kunstübung bekommt orientalische Farbe.

So konnte auf die ikonoklastische Vorbereitungszeit die mazedonisch-komnenische Renaissance folgen. Die neuaufsteigende Macht des Reiches wirkte belebend auf alle geistige und künstlerische Tätigkeit. Slawentum und Islam werden überall zurückgedrängt, Konstantinopel wird für

lange Zeit das Zentrum der europäischen Politik, wie es das Zentrum des Handels ist, wo die Schätze der Welt zusammenfließen. Hier machte sich der raffinierteste Luxus breit in Seiden- und Brokatstoffen, in stein- und perlenbesetzten Kleinodien, Elfenbeinschnitzereien, Manuskripten mit glänzenden Miniaturen, silberniellierten Bronzen und den Arbeiten in email cloisonné. Man lese über die Wunder, die Konstantinopel bietet, den Araber Edrisi, den jüdischen Reisenden Benjamin von Tudela, die Westländer Villehardouin und Robert de Clari. Die Mazedonen wie die Komnenen sind große Bauherren. Die Athosklöster Lawra, Iviron, Vatopedi, dann St. Lukas in Phokis, Nea Moni auf Chios, das Kloster Daphni bei Athen zeugen von dem künstlerischen Können dieser Zeit. In den Grenzgebieten und Rußland baut man nach byzantinischem Vorbild, und die Kirchen sind voll von Kunstwerken byzantinischer Gold- und Emailtechnik. Byzantinischer Einfluß zeigt sich in Sizilien und Venedig, im südlichen Frankreich wie in Deutschland. Blieb die rein kirchliche Kunstübung auch weiterhin gebunden an die Kunstideen, wie sie das 6. Jahrhundert typisch vorgezeichnet hatte, aber außerhalb dieser schlug man neue Wege ein, indem man zurückgriff auf die alexandrinische Kunst oder neue Motive suchte in dem Ornament des arabischen Orients. Man behandelte historische und profane Motive mit realistischer Beobachtung des Lebens im Anschluß an die Antike, die ja auch in der Literatur wieder belebend wirkte. Überall in der Kunst antike Reminiszenzen, eine neue Hofkunst als Historien- und Genremalerei ausgeübt durch Laienkünstler. Und diese kaiserliche Kunst wirkt doch auch wieder zurück auf die kirchliche. Trotz der von der Kirche verlangten Unterwerfung der Kunst unter ihre feststehenden, theologischen Ideen machte sich auch hier der Realismus geltend; die Figuren erhalten jetzt auch hier individuelleren

Charakter und wirken wie Porträts. Und in den Miniaturen der Handschriften dieser Zeit treten die antiken Themata erst recht in Erscheinung in mythologischen und ländlichen Szenen, in allegorischen Darstellungen, im Faltenwurf der Gewandung und in den Gesten der Figuren; den gewohnten monotonen Hintergrund ersetzen wieder Landschaften und architektonische Motive. In der kirchlichen Architektur schuf Basileios I. mit seiner Nea, die wir leider nur aus der Beschreibung kennen, einen neuen Typ, der für den Kirchenbau der folgenden Zeit zum Modell wurde, wie seinerzeit die Hagia Sophia Justinians. Die das Reich beherrschende Bauform ist jetzt die des griechischen Kreuzes. Eine Reihe ornamentaler Kompositionen machen den Anblick der Mauern gefälliger, Säulenarkaden, Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt, stark inspiriert vom Orient, phantastische Tierbilder in Medaillons und Blätterwerk, später mehr geometrische Motive, Rosetten, Sterne, Kreuze. Eigene alte Tradition mischt sich mit anders gearteten Elementen persischer und namentlich armenischer Herkunft. War doch Konstantinopel im 9. und 10. Jahrhundert voll von Armeniern, die in Armee, Verwaltung und am Hofe die ersten Ämter einnahmen und selbst den Thron bestiegen. Armenische Architekten und Maler sind in der Hauptstadt wie in Palästina und Ägypten tätig. Durch die äußeren Formen der Architektur wie in der äußeren Dekoration unterschieden sich die Bauten des 11. und 12. Jahrhunderts von denen des sechsten. Auch die Innendekoration erfährt Modifikationen. Zu einer neuen Ikonographie gibt jetzt der apokalyptische Zyklus die Themen. Man wagte es, Christus tot und nackt darzustellen. Die Auferstehung erscheint nicht mehr in alter Auffassung, sondern zeigt Christus mit dem Kreuze in der Hand wegschreitend über den gefesselten Satan und die Pforten der Hölle. Mit Vorliebe werden jetzt auch Szenen

aus dem Leben Marias dargestellt. Den heiligen Personen werden neue Züge gegeben, das Konventionelle weicht einer mehr naturalistischen Auffassung. Die Künstler bemühen sich, jede Monotonie in der Komposition zu vermeiden, überall zeigt sich Geschmack für glänzendes Kolorit und das Streben nach Eleganz in der Zeichnung. Antiker Rhythmus und Grazie, das antik Majestätische in den hl. Figuren, wie jugendliche Schönheit nach klassischer Auffassung in den Zügen der profanen Personen kennzeichnen diese schon von den mazedonischen Kaisern inaugurierte Renaissance. Ein naturalistischer Zug geht durch diese Kunst und drückt sich aus in dem Streben nach Porträtähnlichkeit, die Figuren in Gesicht und Gewandung nicht in eine enge Formel zu pressen, sondern sie so zu geben, wie sie aussahen, wie sie sich trugen. Der kosmopolitische Geist, der auch die damalige Welt des Orients ergriff, rührte belebend auch an die byzantinische Kunst, und diese von der Antike wieder entlehnte Freude an sinnlicher Schönheit erhält sich bis ans Ende des Reiches. Daneben besteht natürlich die alte mönchische Kunstübung mit den harten, finsteren Gesichtszügen weiter, feindlich der neuen Kunstrichtung, ohne sie aber niederhalten zu können. Diese neue Kunst zeigen die Mosaiken und Malereien der Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts in Venedig, des normannischen Sizilien dieser Zeit, St. Lukas in Phokis, Nea Moni in Chios, Daphni bei Athen, der Triumphbogen von Grotta ferrata bei Rom, die Kuppel der Hagia Sophia in Saloniki und die St. Sophia in Kiew. Ist doch Rußland seit Wladimirs Bekehrung 989 ganz in den Bannkreis byzantinischer Zivilisation getreten, und griechische Architekten und Maler stehen in russischen Diensten. Wladimirs Nachfolger Jaroslaw (1015—1059) wollte ja Kiew zur Rivalin Konstantinopels machen.

Mitten in diese Entwicklung traf der Fall Konstantinopels

(1204) und die Aufteilung des Reiches unter die Lateiner. Der allgemeine Zerfall und der endliche Niedergang des Reiches machte sich auch in der Kunst geltend. Die reichen Mittel des immer mehr zusammenschrumpfenden Reiches sind verschwunden. Die Kunst lebt ja noch weiter an den Höfen der kleinen griechischen Despoten im Peloponnes und am Schwarzen Meer im Reiche von Trapezunt, auf dem heiligen Berg Athos oder flüchtet sich an den Hof des serbischen Zaren. Aber sie kann sich nicht mehr in einem sie fördernden Reichtum ausleben. An Stelle der glänzenden Mosaike tritt das einfachere al-fresco-Bild. Trotzdem zeitigt auch das 13. und 14. Jahrhundert noch beachtenswerte Werke voll von Bewegung, Ausdruck und realistischer Beobachtung. Auch das sterbende Reich darf sich in künstlerischer Beziehung einer dritten Blüteperiode erfreuen, die noch Werke schafft, die wohl einen Vergleich mit der gleichzeitigen italienischen Kunst auszuhalten vermögen. Gewiß strömten der byzantinischen Kunst aus der starken Berührung mit dem Westen, wie sie nunmehr stattfand, neue Formen, neue Auffassungen zu, trotzdem sehen wir sie im ganzen immer wieder an ihrer Tradition festhalten. Lag Byzanz auch politisch im Sterben, um so krampfhafter hielt es in geistiger Beziehung an seiner speziellen Wesenheit fest. Neue Formen machen sich in der Architektur geltend; jede Gegend hat jetzt ihren besonderen Typ. In der Außen- wie Innendekoration besteht die Vorliebe für Vielfarbigkeit weiter. Im Äußeren sucht man die Monotonie durch geschickte Anordnung farbigen Baumaterials zu bannen und, wie schon in der Komnenenzeit, äußere Lebhaftigkeit durch Nischen und Arkaden an Apsiden und Fassaden zu erzielen, und man geht jetzt darin noch viel weiter. Ein Hauptwerk dieses Geschmackes ist die Apostelkirche in Saloniki. Im Inneren tritt an Stelle der Marmorinkrustation und der

glänzenden Mosaike durch den ganzen Bau die Freske und daneben die feine Steinarbeit in byzantinischer oder arabischer Auffassung. Diese Freskenmalerei lernen wir kennen in den Fresken der Kahrije-Djami in Konstantinopel, besonders aber in Mistra, wo wir die neue Kunst so recht in ihrer Entwicklung aus der Tradition des 11. und 12. Jahrhunderts verfolgen können, weiter in den Kirchen Mazedoniens und Serbiens, in Trapezunt, Kreta, in Rußland und ganz besonders in den Athosklöstern; hier, Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts mit einem Glanz der Farben, einer Eleganz der Komposition und einer Lebenswahrheit, daß man an Schöpfungen westlicher Meister denken zu müssen glaubt. Ein Meister dieser Athoskunst war Panselinos aus Thessalonich, der byzantinische Raffael. Und neben ihm arbeiten Franco Catellano aus Theben und Theophanes aus Theben, beide dem 16. Jahrhundert angehörend. Man hat die größere Ausdrucksmöglichkeit mit Farbe und Pinsel kennengelernt und ein feines Gefühl für Farbenverbindung bekommen, so daß man die musivische Kunst mehr und mehr brachliegen ließ. Die gleiche Richtung gewahren wir auch in den Miniaturen, mit denen die Schriften des Aristoteles und Euklid, des Hippokrates, Äschylus und Euripides und namentlich medizinische und astrologische Werke geschmückt werden, sowie auch in den Erzeugnissen der Textilindustrie. Auch Skulptur und Metallbearbeitung lassen noch eine gewisse Technik in der Ornamentierung erkennen. So bildete die politisch traurige Paläologenzeit doch noch in künstlerischer Beziehung eine Periode des Aufschwungs. Konnte unter dem nie sich verlierenden Druck der Kirche die byzantinische Kunst freilich sich nie so frei entwickeln wie im Westen, und kennen wir hier nicht wirkliche Meisterwerke von ewigen Werten wie dort, so verdienen doch auch ihre Leistungen ihren Platz

in der Geschichte der Kunst, zumal ja der Einfluß dieser Kunst in gewissen Perioden vom östlichen Rußland bis an den Rhein und nach Frankreich sich erstreckte.

Wie stark dieser war, wie weit er reichte, welche Rolle Byzanz in der Entwicklung der westlichen Kunst spielte, das ist die sogenannte byzantinische Frage. Ohne Zweifel wirken im 5. und 6. Jahrhundert orientalische Einflüsse aus Ägypten, Syrien und Konstantinopel auf die christliche Kunst des Westens stark ein, und sie nehmen zu vom 6. bis 9. Jahrhundert bis Frankreich hinein, wo die kirchliche Architektur ganz charakteristische Anklänge an den Osten zeigt, und ein drittes Mal läßt sich byzantinischer Einfluß im 11. und 12. Jahrhundert beobachten. Byzanz war die Vermittlerin zwischen Orient und Okzident, die dem werdenden Westen von ihren Wundern gab, die herrlichen Brokatstoffe, die kostbaren Goldarbeiten, die silberniellierten Bronzetüren und endlich seine Künstlerschaft selbst. Von deren Tätigkeit zeugt die Basilika in Monte Cassino, wohin sie Mitte des 11. Jahrhunderts der Abt Desiderius ruft; von ihnen lernen die westlichen Mönche die Technik der Metall-, Glas- und Elfenbeinbearbeitung. Die karolingische Renaissance kann ohne Byzanz nicht verstanden werden, und die deutschen Schulen in Köln, Aachen usw. gingen bei Byzanz in die Lehre. Seit der griechischen Theophano, der Gemahlin Ottos II., übte Byzanz hier bis ins 13. Jahrhundert einen mächtigen Einfluß. Griechische Mönche finden sich in den Klöstern, Griechen bewegen sich am Hof, und griechische Architekten stehen in kaiserlichem Dienste. Miniatur und Emailarbeit zeigen griechische Technik; in Reichenau und Trier, in den Ateliers Bernhards von Hildesheim herrscht byzantinischer Einfluß; die Schule von Regensburg, durch die Donau dem Osten zunächst gelegen, und die von Salzburg entlehnen im 12. Jahrhundert ihre Muster Byzanz, und byzantinischer Stil blickt

auch im Hortus deliciarum der Äbtissin Herrad von Landsberg durch, z. B. in der Darstellung des Jüngsten Gerichtes. Daß Byzanz auch in der Hohenstaufenzeit noch etwas galt, bedarf bei den Beziehungen dieser Dynastie zum italienischen Süden kaum eines Beweises. Er herrscht in Westfalen, Sachsen und Thüringen, das beweisen der Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen († 1217) und das Evangeliar von Goslar[1]).

Trotz aller Entlehnungen ist die byzantinische Kunst eine eigene Kunst, nicht etwa ein bloßes Plagiat; seine Künstler sind keine bloßen Kopisten. Sie ist eine eigene Kunst, die aus dem politischen Gesichte des Reiches, aus dem einzig- und eigenartig bizarren Geist, den Tradition und ethnisches Buntgemisch dieser byzantinischen Welt zeitigten, verstanden werden muß, eine Kunst mit eigener Entwicklung, die sich, wenn auch verspätet, der Welt schon noch zum Bewußtsein hätte bringen können, hätte nicht die rauhe Türkenhand die guten Ansätze, die sich in der Enge kirchlichen Zwanges nur langsam entwickeln konnten, vollends vernichtet.

D) Die byzantinische Literatur.

Die Eigenart der byzantinischen Zivilisation kommt selbstverständlich auch in der Literatur zum Ausdruck. Deren Bedeutung liegt nicht sowohl in großen geistigen Schöpfungen, mit denen sie die Weltliteratur bereicherte, als vielmehr in ihrer Stellung als Vermittlerin und Bewahrerin griechischen Geistes, der auch in ihr fortlebt, wenn auch in eigener Form, und weiter darin, daß sie weitgehenden Einfluß auf die östliche und nördliche Welt übte, soweit diese in ihren Kulturkreis geraten war. Auch in der byzantinischen Literatur

[1]) Auch Frankreich und England stehen unter byzantinischem Einfluß, wie die Figuren der Kirchen von Chartres und Amiens und die Miniaturen des Psalters von Westminster beweisen.

wirkten Griechentum und Orient zusammen und dehnten sich auf die Slawenwelt aus, hier ein gräkoslawisches Gesicht annehmend. Die byzantinische Literatur muß durchaus als ein eigenartiges Gebilde ganz aus dem Geiste der damaligen östlichen Welt verstanden werden, ganz aus der Zivilisation, die hier Griechentum, Christentum und Orient als besonderes Produkt schufen. Alexanders Siegeszug hatte gerade die Randländer des südöstlichen Mittelmeeres, Ägypten, Palästina und Syrien, so ganz dem hellenischen Geiste gewonnen, daß hier sich die bedeutendsten Schulen entwickelten und die byzantinische Literatur der ersten acht Jahrhunderte von hier ihre besten Kräfte erhielt. Hier lebte in Alexandrien, Antiochia und Pergamon, den Sitzen der Lagiden, Seleukiden und Attaliden, die geistige Kraft weiter, die dem alten Griechenland verlorengegangen war, freilich nicht mehr in der dem frischen Quell der Volksseele selbst entspringenden Ursprünglichkeit und Kraft, sondern mehr in einem künstlichen Gelehrtentum, das sein Wissen den reich ausgestatteten Bibliotheken entnahm. Namentlich Syrien steht im Vordergrund, und mit den alten berühmten Hochschulen tritt Antiochia, Edessa, Berytus, Gaza, Tyrus, Cäsarea in Palästina in Wettbewerb. Und ihnen schließt sich im Laufe der Zeit Konstantinopel selbst an, das namentlich seit dem 6. Jahrhundert, seit Justinian die letzte heidnische Hochschule in Athen geschlossen hatte und seit Syrien und Ägypten dem Reiche verlorengegangen waren, das ganze geistige Leben an sich zieht. Noch besteht ja Athen als Schule für Philosophie, von seinem alten Ruhme zehrend. Aber das asiatische Griechentum beginnt das Mutterland zu überflügeln; hier ist jetzt aller Reichtum aufgestapelt, der eine feinere Lebensführung gestattet, die wieder auf alle geistigen Äußerungen belebend wirkt; die neue Lehre des Christentums, die hier entstanden, gibt den Geistern neue Anregung, und

neugewonnene Elemente eines anderen Volkstums geben dem nun entstehenden Schrifttum eine besondere Färbung. Und diese bleibt, auch als diese Landesteile an Perser, Araber und Türken verloren waren, und überträgt sich später auf die südslawische und russische Kultur.

Die Anfänge der byzantinischen Literatur zeigen noch ganz den Zusammenhang mit dem antiken Griechentum. Noch herrscht die Freude an der Form, noch das rhetorische und sophistische Element. Der Geist des Christentums bringt in die literarischen Schöpfungen noch keinen gehässigen Gegensatz. Ganz natürlich entwickelt sich das Neue aus dem Alten unter Beibehaltung der gewohnten Kunstmittel Christlich ist der Inhalt, heidnisch noch das Gewand. Natürlich, man legt sein Inneres nicht ab wie einen Rock. Hatten doch viele Kirchenlehrer ihre Bildung noch in heidnischen Schulen genossen. Dem gleichen Boden entsprossen, sucht man sich noch friedlich zu verstehen, sich, wenn möglich, zu assimilieren, und so bilden Platonismus und seine mit orientalischer Mystik versetzte Fortsetzung, der Neuplatonismus, noch eine Brücke zwischen alter und neuer Auffassung. Man scheidet wohl voneinander, trennt sich inhaltlich immer mehr, und doch bleibt so viel vom Alten im Wesen der Menschen auch der späteren Jahrhunderte. So wirkt die Antike in Byzanz noch bis über den Fall des Reiches hinaus. Offiziell freilich wird dem Geiste des Altertums von Justinian ein Ende gemacht, als er die Hochschule von Athen schließt und die letzten sieben Philosophieprofessoren Simplicius aus Kilikien, Damascius aus Syrien, Isidorus von Gaza, Eulampius aus Phrygien, Priscian aus Lydien, Hermeias und Diogenes aus Phönizien eine Zuflucht auf persischem Boden bei Chosroes finden. Trotz allem drängt sich das der Rasse innewohnende Wesen immer wieder vor, und so bleibt auch das Byzantinische Reich trotz allen orientalischen Ein-

flusses ein Griechenreich. In zwei Renaissanceperioden schlägt das griechische Wesen auch in der Literatur wieder durch und macht sich in den literarischen Kreisen gerade in dem Festhalten an der alten Sprache geltend, die so eine Kunstsprache wird, während die sich nach natürlichen Gesetzen fortentwickelnde Volks- und Umgangssprache nur von wenigen, wie Johannes Malalas, Leontios von Neapolis, dem Chronisten Theophanes und dem Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogennetos, an Stelle der archaisierenden Kunstsprache gebraucht wird.

Dem neuen Inhalt entsprechend, den das Christentum der Welt gegeben, tritt im 4. Jahrhundert n. Chr. die christliche Literatur vollkommen in den Vordergrund. Das hellenisierte Afrika und Asien stellt hier die führenden Geister. Athanasius von Alexandria tritt gegen den Arianismus als Verteidiger der wahren Lehre auf, der Palästinenser Eusebius begründet die Kirchengeschichte, in Kleinasien stehen an der Spitze die großen Dogmatiker, die drei berühmten Kappadokier, Basileios, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz, und Johannes Chrysostomos, „der Goldmund" genannt wegen seiner schönen Sprache, glänzt als Exeget, Apologet und Prediger. Aber was sie schreiben, hat nur rein wissenschaftliche, historische Bedeutung, ist nichts nach seinem Werte für die Weltliteratur gemessen. Herrscht in dieser theologischen Schriftstellerei noch Selbständigkeit und eigenes Denken, so geht dieses in den folgenden Jahrhunderten der theologischen Literatur immer mehr verloren. Dem für Byzanz so charakteristischen Zuge der Zufriedenheit mit dem, was geschaffen war, entsprechend, begnügte man sich mit dem bloßen Sammeln und Exzerpieren der geistigen Schätze der Vergangenheit. Kommentare und Blütenlesen ersetzen eigene Produktion. Höher als diese literarische Gattung stehen die Mönchsgeschichten und Heiligen-

leben, die in großer Masse verfaßt für diese Zeit die Volksbücher im wahrsten Sinne des Wortes bildeten. Beachtenswert sind auch verschiedene Leistungen der griechischen Kirchenpoesie, deren Keime auch dem Orient entnommen sind. Ihr Hauptvertreter ist der Syrer Romanos, dessen Tätigkeit in Justinians Zeit fällt. Viele seiner Lieder, in denen er Kirchenfeste und Heilige verherrlicht, zeichnet ein für diese Zeit ungewöhnlicher Gedankenflug und dramatische Belebtheit aus.

Neben dieser theologischen Literatur des 4. bis 7. Jahrhunderts tritt die profane Schriftstellerei mehr in den Hintergrund. Die Geschichtschreibung zeigt in Technik und Methode noch ganz die antike Weise. Die Historiker des 5. Jahrhunderts sind entweder ausgesprochen Heiden oder Christen, die des 6. sind weder das eine noch das andere. Prokop, Agathias und Menander sind nur dem Namen nach Christen. Die neue Weltanschauung bringt bei ihnen keine neue historische Auffassung. Herodot, Thukydides und auch Polybios bleiben die alten Vorbilder. Prokop, der Sekretär Belisars, der dessen Kriegszüge gegen Perser, Vandalen und Goten als Augenzeuge schildert, schreibt noch wie die alten Historiker von dem Einfluß der Tyche auf die Pläne der Menschheit und betont den Neid der Gottheit. Er denkt noch antik, sein Christentum beeinflußt seine historischen Anschauungen noch nicht. Da er als Augenzeuge schreibt, ist seine Geschichte, die er bis 580 führt, sehr wertvoll. Mit Vorsicht ist dagegen seine „Geheimgeschichte" zu gebrauchen, ein Pamphlet auf das Kaiserpaar mit pikanten Anekdoten über Theodora. Der Bautätigkeit Justinians setzte er ein ehrendes Denkmal in seinem liber aedificiorum. Ebenso antik denkt auch Agathias von Myrrhina, der in fünf Büchern die Geschichte von 552—558 behandelt. Doch spricht er nicht mehr von der Tyche, sondern

von τὸ θεῖον, dem er die Vergeltung zuschreibt, obwohl er daneben auch einen freien Willen kennt und die Kriege nicht als ein Verhängnis der Gottheit auffaßt, sondern als in der Natur der Menschen und der von ihnen geschaffenen Verhältnisse liegend. Sein Fortsetzer ist Menander, ein reicher Advokat mit besonderer Vorliebe für Ballett, Ringschule und Pferderennen. Vom Kaiser Maurikios angeeifert, schrieb er im Stile des Agathias die Geschichte von 558—582, wovon nur wenige Fragmente erhalten sind. Die gleiche Zeit behandelte auch Theophanes von Byzanz. Geographisch interessant sind die Berichte des ägyptischen Mönches Kosmas Indikopleustes, der im Anfang von Justinians Regierung den Orient bereiste, über Südasien und seine kosmologischen Betrachtungen. Erwähnung dürfte auch Kaiser Justinian selbst verdienen, der nicht nur die Literatur überall begünstigte, sondern selbst theologische Abhandlungen schrieb. Neben diesen zeitgenössischen Darstellungen gibt es auch eine Geschichtschreibung für das Volk, die Weltchroniken, die in recht volksmäßigem Tone mit viel Unsinn, den man im Volke und bei den ungebildeten Mönchen gerne glaubte, in schlechter Sprache die Weltgeschichte von der Weltschöpfung bis auf ihre Zeit behandelten. Von Bedeutung sind gerade sie wegen ihres Einflusses auf die spätere südslawische und russische Annalistik. Die Hauptvertreter sind der Syrer Malalas aus Antiochia und Georgios Monachos.

Wenig fruchtbar ist in dieser Zeit die Profanpoesie. Epos und Epigramm werden auch in frühbyzantinischer Zeit gepflegt. Nonnos aus Ägypten, damals noch Heide, schreibt um 400 sein phantastisches Epos über den Zug des Gottes Dionysos nach Indien und bearbeitet später als Christ metrisch das Evangelium Johannis. Epigramm, Elegie und historisches Gedicht leben neu auf, und ein Hauptvertreter,

Georgios Pisides (600—660), wird darin sogar Muster für spätere Jahrhunderte. Er entnimmt seine Stoffe den Feldzügen des Herakleios, besingt die Persische Expedition, den Awarenkrieg und verfaßt zum Ruhme des Kaisers eine Heraklias, behandelt theologische und moralische Fragen, in einem Lehrgedicht über die Erschaffung der Welt, dem Hexameron, die sechs Schöpfungstage, schreibt eine Betrachtung über die Eitelkeit der Welt und dichtet einen Hymnus auf Christi Auferstehung, Epigramme auf Heilige, aber auch auf Kunstgegenstände u. dgl. Mit Peinlichkeit sieht er auf den Stil, der etwas Gesuchtes, Bombastisches hat, und in dieser Form schon von Agathias ausgebildet wurde. Ins Extreme getrieben wurde dieser Stil von Theophylaktos Simokattes, der eine Geschichte des Kaisers Maurikios schrieb, ein naturgeschichtliches Werk und Briefe, von denen einige erotischen Inhalts sind.

Zeigt diese Periode namentlich in bezug auf theologische Erzeugnisse ein ziemlich reges geistiges Leben und reiche literarische Tätigkeit, so folgt ähnlich wie im Westen von der Mitte des 7. bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts eine starke Verödung des literarischen Lebens. Von allen Seiten drängten die Feinde an und bedrohten die Existenz des Reiches. Für den Dienst der Musen war hier wenig Zeit übrig, alle Kräfte mußten nach einer anderen Seite eingestellt werden und dazu waren gerade die Hauptsitze literarischer Tätigkeit, Afrika und Syrien, dem Reiche verlorengegangen. Selbst auf theologischem Gebiete herrscht die allgemeine Ruhe. Die kirchlichen Kämpfe sind abgeschlossen, die Dogmatik festgelegt. So kann in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts ein einfacher Mönch des Sabbasklosters in Damaskus, Johannes von Damaskus, der einzige, der sich aus der allgemeinen literarischen Öde abhebt, sein groß angelegtes Lehrbuch der christlichen Dogmatik, die „Er-

kenntnisquelle" schreiben, das bis auf den heutigen Tag das Lehrbuch der griechischen Theologen geblieben ist. Daneben ist er der glühende Verteidiger der Bilderverehrung, schreibt gegen Sekten und Islam und ist Verfasser asketischer und exegetischer Schriften. Außerdem gibt er sich auch der Poesie hin; aber seine Lieder sind wohl künstlich in der Form, entbehren jedoch der Wärme und des volkstümlichen Tones, den Romanos so gut getroffen.

Erst mit dem politischen Aufstieg nimmt auch die literarische Produktion im 9. Jahrhundert wieder zu. Konstantinopel ist nach dem Verluste Ägyptens und Syriens nun auch der Mittelpunkt aller Bildung geworden. Von hier aus strahlte griechisches Wissen bis in die nördlichen und östlichen Barbarenländer. Kyrill und Methodios bringen im 9. Jahrhundert den Slawen das Christentum und in ihren Sprachen die hl. Bücher. Griechischer Einfluß erstreckt sich bis Baghdad, wie auch dieses, ebenfalls ein Sitz des Wissens, anregend auf das Griechentum wirkt. Namentlich schärfen sich die Geister in häufigen Auseinandersetzungen über die größere Berechtigung ihrer religiösen Lehren. Am bedeutendsten ist in dieser Beziehung die „Widerlegung Mohammeds" des Niketas von Byzanz. Ein neuer, frischer Zug geht durch das geistige Leben. Der Reichsminister Bardas gründet 860 in Konstantinopel die nach ihm benannte Universität, die ikonoklastische Bewegung macht die gebildete Welt frei von dem düsteren Druck der Kirche, ein frischer Luftzug beginnt aus der alten Zeit herüberzuwehen, und die Geister wieder für die Schätze der Vorfahren zu interessieren. Ohne Gewissensskrupel freut man sich ihres Genusses, und selbst ein Kirchenfürst, Johannes von Euchaita, darf Plato und Plutarch der Gnade Christi empfehlen. Eine Renaissance der Wissenschaft beginnt mit dem 9. Jahrhundert, und gerade aus dieser Zeit stammen unsere

ältesten Manuskripte der Klassiker. Photios, der bedeutende Kirchenfürst und Patriarch von Konstantinopel (820—897), entreißt die schon dem Verderben preisgegebenen literarischen Schätze des Altertums dem Moder der Vergessenheit, spürt sie überall auf, exzerpiert sie und legt sein enzyklopädisches Wissen in 300 literarischen Essays, seiner „Bibliothek", nieder. Und in gleichem Sinne folgte ihm sein Schüler, der Erzbischof Arethas von Cäsarea. Eine rege Sammeltätigkeit charakterisiert das nun folgende 10. Jahrhundert. Voran steht hier Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogennetos (913—959), der für Hof- und Staatszwecke eine Reihe solcher Sammelwerke anlegen ließ und selbst verfaßte, eine Enzyklopädie der Staatswissenschaften in über 200 uns größtenteils verlorenen Bänden, eine weitere über die Prinzipien der Regierungskunst und der äußeren Politik, eine über die militärische und administrative Einteilung des Reiches und das interessante Zeremonienbuch des byzantinischen Hofes. Der gleichen Zeit gehört auch eine große Sammlung von Epigrammen an, die uns in der einzigen, so wertvollen Handschrift der Heidelberger Bibliothek erhalten ist. Symeon Metaphrastes sammelte und bearbeitete die alten Heiligenlegenden, und im Suidas ist uns so eine Art Konversationslexikon erhalten. Da bringt das 11. Jahrhundert Byzanz' größten Mann, Michael Psellos (1018—1078), der das Wissen des Altertums mit dem seiner Zeit vereinigt. Erst Advokat, dann Professor der Philosophie, kurze Zeit Mönch, dann allgewaltiger Reichsminister, in sämtlichen Wissensgebieten zu Hause, ein aalglatter Staatsmann, der „wahre Repräsentant des damals in allen Farben schillernden Byzantinertums" (Krumbacher). Der erste Mann seiner Zeit, wenn auch menschlich zu beanstanden. Er erweckt die platonische Philosophie von neuem und verleiht auch der in trockenem Bette sich bisher

bewegenden Geschichtschreibung wieder höheren Flutgang. Auch die Dichtkunst gewinnt von dem Studium des Altertums und erreicht in der Epigrammatik des Christophoros von Mytilene (1000—1051) und des Johannes von Euchaita (1010—1070) wieder eine würdige Höhe. Freilich hatte dieser Glaube an die Autorität des Klassizismus für das Byzantinertum auch seine schweren Nachteile. Er legt allen Schöpfungen der byzantinischen Literatur seitdem schwere und unnatürliche Fesseln an, indem Vokabular, Grammatik und Stil nicht dem Flusse des täglichen Lebens entnommen werden, sondern für den literarischen Gebrauch erst mühsam erlernt werden müssen. So wird diese Sucht nach Klassizismus für Byzanz zum leeren Idol. Es wurde so viel gearbeitet, und trotzdem führte die ganze byzantinische literarische Tätigkeit zu keiner Großtat; nichts wurde geschaffen, was in der Weltliteratur einen Platz einnehmen könnte. Was geleistet wurde, ist lediglich die Erhaltung der Denkmäler altgriechischer Literatur.

Eine letzte politische Glanzperiode, die Byzanz unter den drei ersten Komnenen noch erleben darf, bringt auch das literarische Leben zu voller Entfaltung, aber im Geiste der schon vorbereiteten Renaissance. Nur große Geschichtswerke, nach antikem Muster verfaßt, stehen hier im Vordergrund. Die Kaisertochter Anna Komnena (1083—1148) beschreibt die Regierung ihres Vaters Alexios, ein Werk, das, von jeher vom allgemeinen Interesse getragen, zu den bekanntesten Erzeugnissen von Byzanz gehört und auch mit unserer Literatur insofern in Verbindung steht, als Schiller als Jenenser Professor sich mit einer in der von ihm und Woltmann herausgegebenen „Allgemeinen Sammlung historischer Memoiren" (Jena 1790) erschienenen, allerdings sehr freien Übersetzung der Alexias wissenschaftlich in der gelehrten Welt einführte. Eustathios, Erzbischof von

Thessalonich († um 1192), schildert die Eroberung von Thessalonich durch die Normannen, und Michael Akominatos (1140—1220) schreibt neben Homilien, Reden, Briefen und Dichtungen eine Geschichte seiner Zeit. Beide sind wichtige Quellen für die Kenntnis der Verhältnisse draußen in der Provinz. Auch auf anderen, sonst nicht gepflegten Gebieten herrschte rege Tätigkeit. Namentlich die erotische Erzählung tritt in den Vordergrund und dazu der von moderner Auffassung grundverschiedene Roman. Lukian lebt wieder auf und findet Nachahmer in poetischen Satiren und Dialogen und — ein Wunder für Byzanz, das dergleichen ja nicht mehr kannte, selbst das Drama feierte im „Leiden Christi" eine einmalige kurze Auferstehung. Freilich dieses Machwerk verdient den ernsten Namen nicht; es ist nichts als Mosaikarbeit, zusammengesetzt aus Versen alter Dichter.

Die Paläologenzeit hat das Byzantinische Reich nach seiner Wiedererstehung aus dem lateinischen Zusammenbruch stark zusammengeschrumpft gesehen. Es bestand im ganzen nur mehr aus rein griechischem Gebiete. Das Griechentum war unter sich und konnte sich in seinen Ideen auch literarisch für sich ausleben, diese vertiefen und erweitern. Noch mehr wie bisher beherrscht der gelehrte Attizismus das literarische Treiben, und man entfernt sich in den geistigen Kreisen immer weiter von der lebenden Sprache des Volkes. Welche geschmacklose Verirrung und Verkennung der Forderung des wirklichen Lebens ist es, wenn wir hören, daß selbst die altgriechischen Monatsnamen jetzt hervorgesucht werden und zur Anwendung kommen. Nichts charakterisiert mehr den byzantinischen Geist als dieses tote Sichzurückschrauben in das Altertum. Wie ganz anders verstand der jugendfrische Westen in Italien und in Deutschland die ewig schönen und idealen Werte aus dem Altertum

zu ziehen und sie zur Veredelung und Verschönerung des Lebens wirklich als lebendes Gut zu verwerten. Altersblässe kennzeichnet den byzantinischen Humanismus, Jugendröte den westlichen. Trotzdem ist das literarische Leben nicht ermattet, nur die Richtlinien sind falsch; alles bleibt äußerlich, es herrscht Sucht nach grammatischer Korrektheit, tot und ohne organische Entwicklung ist die Menge des aufgestapelten Wissens, nirgends Neuerung, nirgends Erfindung. Überall gelehrte Vielseitigkeit, aber nirgends Geist und Seele trotz einzelner auch in dieser Atmosphäre noch bedeutender Männer, die ebenfalls, wie die Maler der letzten Zeit, selbst mit den gleichzeitigen westlichen Großen der Renaissancezeit einen Vergleich auszuhalten vermögen. So Nikephoros Gregoras († um 1360), der früher als Papst Gregor XIII. seinen Plan zu einer Verbesserung des Kalenders faßte (1353) und diesen dem Kaiser Andronikos II. Paläologos unterbreitete. Wie eigen, daß gerade die Griechen dann später der Ausführung eines Gedankens; der bei ihnen entstand, Widerstand entgegensetzten. Eigen berührt es auch, wie die letzten Byzantiner mitten im Todeskampfe und im politischen Zusammenbruch nie vergessen, ihre Geschichte zu schreiben. Drei sind es, die diese Zeit des staatlichen Hinsterbens beschreiben: Dukas, der Gesandte des genuesischen Podesta in Phokäa am türkischen Hofe, Georgios Phrantzes, der Sekretär des Kaisers Manuel II., der bei der Eroberung Konstantinopels in türkische Gefangenschaft fiel, und Laonikos Chalkondyles aus Athen, der Augenzeuge der Kämpfe der fränkischen und griechischen Herren und der Türken, letzterer nochmals den erkünstelten Archaismus bis zur Unverständlichkeit anwendend.

So schließt die byzantinische Literatur in diesem unglückseligen Gegensatz zwischen jenem erkünstelten geistigen Schaffen und der Frische des wirklichen Lebens, das doch

allein wahre Zeugungskraft besitzt. Verachtet von der geistigen Elite, lebt die Volkssprache ihr Parialeben weiter. Tastend nur sind ihre Versuche, sich der Literatur auch als Ausdrucksmittel anzubieten. Erst im 12. Jahrhundert beginnt sie auch in größeren Werken angewendet zu werden. Die Poesie nimmt sich ihrer zuerst an; in Gelegenheits-, Bitt- und Liebesgedichten erscheint sie zuerst, dann in Märchen, Gebeten, Heiligenlegenden u. a., endlich in größeren epischen Dichtungen, die ihren Stoff der Antike entnehmen, dem trojanischen Sagenkreis, der Alexandersage. Die Berührung mit dem Abendland bringt hierher auch aus dem Westen neue Stoffe, so die Geschichte von Flore und Blanscheflur, von der schönen Magelone; Tier- und Pflanzengeschichten mit meist satirischer Tendenz werden in der Volkssprache geschrieben, auch die Geschichte vom Reineke Fuchs wird behandelt. Richtige Erzeugnisse der begeisterten frischen Volksseele sind die Erzählungen von den Taten berühmter Helden. Die Kämpfe mit Sarazenen und Türken boten der Phantasie des Volkes hier reichen Stoff. An erster Stelle steht der Held Digenis Akritas, um den sich ein ganzer Kranz von Liedern bildet, die wir allerdings nur mehr aus späteren Handschriften und neugriechischen Volksliedern kennen. Daneben sind als Prosaerzeugnisse zu nennen der auch in der Weltliteratur eine Rolle spielende geistliche Roman Barlaam und Josaphat, dessen Fabel der Lebensgeschichte des Buddha entnommen ist; dann auch das in die allgemeine mittelalterliche Literatur übergegangene ebenfalls aus Indien stammende Buch von den sieben weisen Meistern, betitelt: „Allerschönste Geschichte des Philosophen Syntipas", und der mit ihm verwandte Fürstenspiegel „Kahlilak und Dininah". Neben diesen sind als volkstümliche Prosadenkmäler noch zu nennen die im 12. und 13. Jahrhundert verfaßten Gesetze

von Jerusalem und Zypern, verschiedene Chroniken, Arzneibücher, Sprichwörtersammlungen u. a. Aber trotz manchem Guten blieb die Volksliteratur bei den Griechen immer die verachtete Magd. Der unglückliche Dualismus, der das Leben schon der byzantinischen Literatur im Keime erstickte und sie hinderte, ihren Anteil auch der Weltliteratur zu liefern, dauert leider bis heute. Hier erwächst den Griechen die einzig vernünftige Aufgabe, den Archaismus endlich aufzugeben und aus dem lebenspendenden Volksboden ein neues, wirkliches Schrifttum aufsprossen zu lassen und mit den Naturgesetzen zu gehen, die nicht ungestraft zurückgeschraubt werden können.

Namen- und Sachregister.

Adel 15 ff.
Afrika, Handel nach 46.
Agathias, Geschichtschreiber 101.
Agrarverhältnisse 38 ff.
Ägypten 46, 66 ff.
Akominatos, Michael 107.
Aleppo 49.
Alexandrien 49.
Allelengyon, Steuer 37.
Anastasios I., Kaiser 22, 25.
Angaria, Steuer 36.
Angelos, Isaak, Kaiser 14.
Anna Komnena 106.
Anthemios von Tralles 83.
Arabische Kaufleute 49.
Archontenfamilien 43.
Arethas von Cäsarea, Erzbischof 105.
Arianismus 63.
Armee, byzantinische 18 f., 30 ff.
— Organisation der byzantinischen 32.
Armenien 26, 48, 67, 77, 80.
Athanasios, Bischof von Alexandrien 63 f.
Athinganer 72.
Athiopien 47.
Autokratie 12.

Bardas, Reichsregent 73.
Barlaam und Josaphat, Roman 109.
Basileios I., Kaiser 53, 54.
— II., Kaiser, 17, 43.
—, Reichsminister 17.
—, Kirchenlehrer 100.
Basiliken, Rechtsbuch 53.
Bauern, wirtschaftliche Stellung der 39 f.
Beamtentum, byzantinisches 28 ff.
Benjamin von Tudela 59.
Bilderstreit 69 f.
Bogomilen 71.
Buchara 47.
Byzantinertum, Charakteristik 62.
Byzantinische Frage 96.

Cäsaropapismus 67.
Ceylon 46, 47, 49, 52.
Chalkedon, Konzil von 66 f.
Charistikarier 44.
Cherson 47, 49.
Childebert, fränkischer König 56.
China 46, 47, 49, 52.
Chlodovech, fränkischer König 55.
Christophoros von Mytilene 106.

Damaskus 49.
Digenis Akritas 109.
Diplomatie, byzantinische 55.
Drama, byzantinisches 107.
Dukas, Geschichtschreiber 108.

Ekloga, Rechtsbuch 53.
Emailtechnik 88.
Epibole, Steuer 36.
Epigramm 105.
Erotische Erzählung 107.
Etikettenwesen 13.
Eustathios Maleinos 17.
— von Thessalonich, Erzbischof 106 f.
Eutychianismus 66, 69.

Finanzen, byzantinische 34 ff.
Florenz, Union von 75.
Flotte, byzantinische 33.
Franco Catellano, byzantinischer Maler 95.
Frankfurt, Konzil von 71.
Freskomalerei 94 f.

Genua 49 ff.
Georgios Monachos, Chronist 102.
— Phrantzes 108.
— Pisides, Dichter 103.
Gesellschaft, byzantinische 56 ff.
Goldschmiedekunst 88.
Gregor I., Papst 67.
— von Nazianz 100.
— von Nyssa 100.

Hagia Sophia 83.
Handel 45 ff.
Handelsstraßen 46 f.
Heidnische Gebräuche 61
Herakleios, Kaiser 67.
Hofgesellschaft 58.
Hofleben 57.

Jaroslaw, Großfürst von Kiew 93.
Ignatios, Patriarch 73.
Indien 46, 52.
Industrie 45 ff.
Johannes IV., Papst 68.
— Chrysostomos 100.
— von Damaskus 103.
— von Euchaita 104, 106.
— Grammatikos 71.
— Tzimiskes, Kaiser 22, 72.
Irene, Kaiserin 70.
Isidor von Milet 82.
— von Sevilla 61.
Italiener im byzantinischen Reich 49 ff.
Juden 45.

Justinian, Kaiser 13, 25, 52, 66 f., 102.
Justizbehörden 54.

Kaisertum, byzantinisches 11 ff., 20 ff.
Kaspisches Meer 47.
Kiew 47, 49.
Kirche, byzantinische 63 ff.
Klerus 19 ff.
Kolonat 31.
Komnenos, Alexios 50.
—, Andronikos 51.
—, Johannes 50.
—, Manuel 14, 31 f., 50, 51.
Konrad III., deutscher König 14.
Konstantinopel, Handelszentrum 48.
— Leben in 60.
Konstantinos III. 68.
— IV. 68.
— V. 34, 72.
— VII. 56, 105.
— Monomachos 54.
Kosmas Indikopleustes 46.
Kunst, byzantinische 75 ff.
Kuppelbau 77.

Laonikos Chalkondyles 108.
Latifundienwirtschaft 38 ff.
Leon I. 66.
— III. 23, 40, 53, 54, 70.
— V. 70.
— VI. 53.
Lyon, Union von 74.

Malalas, Chronist 102.
Manichäer 71.
Markianos, Kaiser 66.
Melissenos, Nikephoros 18.
Menander, Geschichtschreiber 101.
Michael II., Kaiser 25, 42, 71.
— Kerularios, Patriarch 23, 74.
Militärkolonisten 31, 44.
Mönchtum 19.
Monophysitismus 66.
Monotheletismus 67.
Monte Cassino, Kloster 96.
Mosaikmalerei 85.
Mschatta, Wüstenschloß 80.

Nestorianismus 66, 69.
Nikaaufstand 13, 25.
Nikephoros Gregoras 108.
— Phokas, Kaiser 12.
Niketas von Byzanz, Dogmatiker 104.
Nikolaus I., Papst 73.
Nonnos, Dichter 102.
Nowgorod 47, 99.

Panselinos, Maler 95.
Papst, Verhältnis zu Byzanz 64 ff.
Parteien (Grüne und Blaue) 59 ff.
Paul, Patriarch 68.
Paulikianer 71.
Phokas, Bardas 16.
Photios 69, 73 f., 105.
Pisa 49 ff.
Polyeuktes, Patriarch 22.
Prochiron, Rechtsbuch 53.
Prokop, Geschichtschreiber 101.
Psellos, Michael 105.

Ravenna 85.
Rechtspflege 52.
Rechtsschule in Konstantinopel 54.
Reichseinnahmen, byzantinische 49.
Rekrutierung 31.
Reliefarbeiten 88.
Renaissance, karolingische 96.
— makedonisch-komnenische 90.
Roman, byzantinischer 107.
Romanos, kirchlicher Liederdichter 101.
— Lekapenos, Kaiser 43.
Rotes Meer 46.
Russische Kaufleute 49.

Samarkand 47.
Sansibar 46.
Schwarzes Meer 51, 52.
Seidenzucht 47.
Skleros, Bardas 16.
Skulptur, byzantinische 87.
Sogdiana 47.
Soldgüter 31, 44.
Söldnertruppen 31.
Sophronios, Mönch 68.
Steuerwesen, byzantinisches 35 ff.
Suidas 105.
Symeon Metaphrastes 105.
Syrien, kirchliche Verhältnisse 66 ff.
Syrische Handelskolonisten 45.

Territoriale Einteilung des byzantinischen Reiches 26.
Textilkunst 88.
Themenverfassung 26 f.
Theodebert, fränkischer König 34, 55.
Theodor von Studion, Abt 21, 71, 73.
— von Tarsus, Abt von Canterbury 61.
Theodora, Kaiserin 71.
Theophanes aus Theben, Maler 95.
Theophilos, Kaiser 27, 54.
Theophylaktos Simokattes 103.
Thessalonich 48.
Toledo, Konzil von 69.
Trapezeut 47, 49.
Türken, Handelsbeziehungen zu den 47.

Venedig 49 ff.
Via Egnatia 48.
Volk, byzantinisches 23 ff.
Völker, fremde, im byzantinischen Reich 24.
Volkssprache, griechische 109.

Zoe, Kaiserin 11.

VWV